



Das Tartlauer Wort

HEIMATBOTE DER 9. TARTLAUER NACHBARSCHAFT

18. Jahrgang

Crailsheim, Weihnachten 1999

Nummer 35

*Mit diesem wunderbaren Bild der Heimat
und der letzten Ausgabe des Heimatboten
in diesem Jahrhundert verabschieden wir uns*



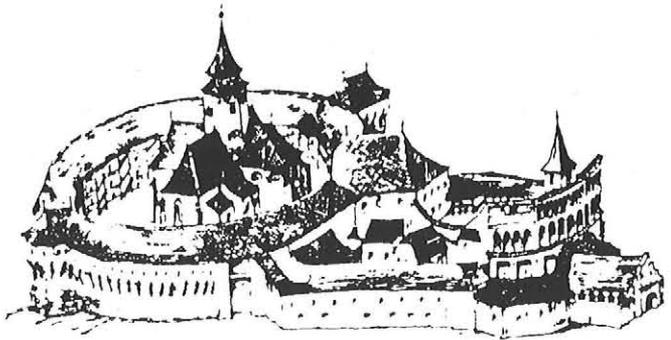
*und wünschen eine
„Frohe Weihnacht und ein glückliches neues Jahr“!
Prosit Neujahr!*

Der Herausgeber und Vorstand

„Tuerteln meng, äm Burzelond“

„Im Sinne der Geschichte handelt immer derjenige richtig, der das tut, was aus der eingetretenen unabänderlichen Lage heraus der Erhaltung des Lebens und dessen Fortführung dient.

(Hans Bergel)



DER „SCHUTZWALL DER GESAMTEN CHRISTENHEIT“

Bei einem Besuch der Kirchenburgen in Siebenbürgen verschmelzen Gegenwart und Vergangenheit

Deutsche Sachsen kamen im Mittelalter in das heutige Siebenbürgen und wurden eine christliche Bastion gegen den Islam. Sie bauten Kirchen für ihren Glauben und befestigten Gotteshäuser zu Burgen. Heute scheint die Geschichte der Sachsen in Siebenbürgen fast abgeschlossen: viele haben den Landstrich verlassen, wenige Hundert sind geblieben, seelsorglich betreut durch einen deutschen Diakon; die Kirchenburgen stehen als Zeugen der Geschichte, für interessierte Touristen ...

Der alte Friedhofsgärtner kannte sie fast alle: die Donaths, die Rosenauers, die alte Press. Auf dem Foto, das den Grabstein schmückt, lächelt sie etwas verlegen unter dem bunten Kopftuch hervor. Frische Blumen gibt es kaum auf dem Friedhof von Tartlau. „Die meisten Angehörigen sind ja längst weg nach Deutschland“, sagt der Gärtner. Dafür bedecken schwere Betonplatten die Gräber. Es scheint, als wolle man wenigstens die Toten daran hindern, das Dorf zu verlassen.

Häuser verfallen

Wir sind im Land der Siebenbürger Sachsen. Tartlau nannten sie über sieben Jahrhunderte den kleinen Ort nahe bei Hermannstadt. Nicht erst, seit die meisten die Koffer gepackt haben und in das Land ihrer Vorväter zurückgekehrt sind, ist der rumänische Name Prejmer auf dem Straßenschild zu lesen. An die deutschen Siedler, die den Landstrich im rumänischen Karpatengürtel urbar machten, die ihn mit ihrer Lebensart und Kultur geprägt haben, gibt es heute kaum noch Erinnerungen. Die einstmals schmucken Hausfassaden verfallen, abweisend wirken die verbretterten Fenster.

Und nun stehen wir im Hof der alten Kirchenburg von Tartlau und fühlen uns, als sei die Zeit ein paar hundert Jahre zurückgedreht worden. Wir sind durch das niedrige, bald 30 Meter lange gewölbte Torwehr hereingekommen, über das ausgetretene Kopfsteinpflaster des Rathaushofes. Wie ein Schutzwall um-

geben die Festungsanlagen die Kirche im Innenbereich. Vom Turm schlägt dumpf eine Glocke, schreckt ein paar Krähen auf. Wir schauen auf die innere Ringmauer mit ihren zahllosen Wohn- und Vorratskammern, aneinandergereiht wie die Waben eines Bienenstocks.

Belebte Burg

Wir ahnen, wie sich die Kirchenburg mit Leben füllt, wie die Tartlauer sich hier zurückziehen vor den kriegerischen Reitern der Mongolen und Türken, die über die Karpatenpässe ins Land hereinbrechen, um die Städte zu plündern und zu brandschatzen. Wir hören das eiserne Fallgitter herunterrasseln, sehen die Männer, die über den Wehgang zu den Schießscharten und Pechnasen eilen und die Festungstürme besetzen, die Bauern, die Vieh in den Hof treiben, die Frauen und Kinder, die ihre Habseligkeiten in den Kammern verstauen ...

Es war ein unruhiges Grenzland, in das die ungarischen Könige im 12. Jahrhundert die deutschsprachigen Siedler, die „Sachsen“, riefen. Eigener Boden und die Freiheit von Leibeigenschaft lockten die Kolonisten in den Karpatenbogen. Bald schon hatten sie weite Teile des Sumpflandes urbar gemacht, hatten hunderte von genossenschaftlich organisierten Dörfern gegründet. An verkehrsgünstigen Orten blühten Handel, Landwirtschaft und Handwerk, wuchsen Städte heran.

Zugleich sollten die Siebenbürger Sachsen aber auch die Ostgrenze des Königlandes sichern – als „Schutzwall der gesamten Christenheit“, so Papst Eugen IV. im Jahr 1483 nach einem standhaften Kampf gegen die ständigen osmanischen Einfälle. Systematisch hatten die Siebenbürger Grenzwächter damals ihr Land befestigt – mit eben jenen Kirchenburgen, wie sie heute noch in Tartlau und in vielen anderen Dörfern zu finden sind.

Sonntagsgottesdienst

Ein paar Alte holen uns zurück in die Gegenwart. Es ist Sonntagvormittag, und gleich beginnt der Gottesdienst. Seit 1550, als

die Siebenbürger Sachsen sich dem Augsburger Bekenntnis anschlossen, hat im benachbarten Pfarrhaus immer die Pastorenfamilie gelebt. Der letzte einheimische Pastor ist vor ein paar Jahren gegangen, als die meisten Tartlauer Sachsen Siebenbürgen in Richtung Deutschland verließen. Jetzt gibt es „den Neuen“, man begegnet ihm freundlich, aber auch mit Zurückhaltung.

Der neue Diakon

Der „Neue“, das ist Eberhard Beck, der im vergangenen Jahr aus Schwaben nach Tartlau gekommen ist, ein junger Diakon mit Frau und zwei kleinen Kindern. Im Gepäck hat er viel Optimismus; aber was wird davon bleiben, wenn er Sonntag für Sonntag auf die Kanzel steigt und vor einem Dutzend alter Männer und Frauen predigt, fragt sich die Kirchendienerin.

Viele der umliegenden Gemeinden sind längst aufgelöst, weil sie praktisch ausgestorben sind. Zwei, drei



Fluchtkammern mit jeweils eigenem Eingang für die Familien in der Kirchenburg Tartlau.

Bild auf der Titelseite aus „Das Burzenland, Städte, Dörfer, Kirchenburgen“ – Martin Eichler

Sachsen-Familien, da gibt es auch keinen eigenen Pastor mehr. Im Zentralarchiv, das in der Tartlauer Kirchenburg untergebracht ist, kann Diakon Beck in den Kirchenbüchern die unwiederbringliche Geschichte nachblättern. Die Akten sind sorgfältig geführt. Sie erzählen von Geburten, von Hochzeiten und Beerdigungen. Sie geben genaue Auskunft, wenn es darum geht, alte Besitzstände der Sachsensachsen nachzuweisen, der Sachsenböcke, wie man sie hier nannte.

Sieben Jahrhunderte haben die Sachsen in Siebenbürgen gelebt. Aber diese Geschichte geht zu ende, auch wenn die Kirchenburg von Tartlau jetzt noch einmal mit finanzieller Hilfe der Stiftung Siebenbürger Sachsen frisch getüncht und mit neuen Schindeln gedeckt worden ist. Längst ist sie nicht mehr Zufluchtsort für die Familien, sondern Ziel von Touristenbussen.

Bis zur Wende 1989 zählte die Kirchengemeinde noch gut 1000 Menschen, dann begann die große Ausreisewelle.

Wieviele sind es heute? Vielleicht hundert? Oder sind schon wieder einige gegangen?

Der Gesang der Alten im Sonntagsgottesdienst wird dünner, man schiebt die Kirchenbänke zur Seite und wartet darauf, daß wieder ein Platz leer bleibt. Der Diakon predigt zu müden Gesichtern. Eine alte Frau nickt bedächtig, als er am Ende verkündet: Aus Deutschland ist eine Spende gekommen, damit die Gräber auf dem Friedhof gepflegt werden können ...

Stefan Branahl



Betonplatten decken die Gräber, die niemand mehr pflegen kann. Fotos: KNA-Bild/Branahl

FRIEDHOPFLEGE IN TARTLAU – Bericht des Nachbarvaters

In der Zeit zwischen dem 13. Juli und 19. Juli 1999 war ich im Auftrag des Vorstandes der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ in Tartlau. Mein Auftrag war, Möglichkeiten zur gemeinsamen Pflege des Friedhofes zu finden.

Mein erster Eindruck beim Besuch des Friedhofes war zufriedenstellend. Er hat auch besser ausgesehen. Was mir auffiel war, daß viele verlassene, ungepflegte und mit Unkraut überwucherte Gräber sind. Später erfuhr ich, es seien 104. Die Rasenflächen vor dem Friedhof und im Innern waren nicht gemäht und ungepflegt, ebenso die Hecken, Sträucher und Bäume. Die Hecken sind auf den Hauptwegen so sehr zusammengewachsen, daß man Mühe hat mit zwei Personen nebeneinander zu gehen. Mehr als die Hälfte der großen Bäume sind ausgehöhlt, morsch und viele Äste vertrocknet. Diese müßten noch in diesem Herbst entfernt werden, da akute Umsturzgefahr besteht und viele Gräber und Gruften in Leidenschaft gezogen werden könnten. Mein persönlicher Vorschlag wäre, alle alten Bäume fällen und neue junge Bäume anpflanzen, die mehr Licht und Sonne eindringen lassen. Im Vergleich zu anderen Friedhöfen des Burzenlandes, z.B. des Honigbergers, ist der Tartlauer der ungepflegteste im Verhältnis zur Mitgliederzahl der Kirchengemeinde (z.Z. 158 Personen). Mit dem Friedhofwächter Klutsch Julius gibt es keine schriftliche Vereinbarung über Ansprüche und Pflichten diesem gegenüber. Dieser wohnt in dem neuerstellten Haus, ist Nutznießer der gesamten Rasenfläche, einer Ackerfläche, züchtet Geflügel u.v.m. Auf seine zu erbringende Leistungen der Kirchengemeinde gegenüber wird er nicht gefragt, geschweige denn kontrolliert. Jeder Tag hat seinen normalen Lauf und der Friedhof bleibt ungepflegt. Ich habe in Einzelgesprächen, zuerst mit Kurator Johann Junesch und Ehefrau über den Zustand des Friedhofes gesprochen. Es wurden Wege und Möglichkeiten aufgezeichnet, um eine laufende saubere Pflege des Friedhofes zu finden, um den dort beerdigten Tartlauern die weitere Ruhe in einem gepflegten Grab zu ermöglichen. Wir waren uns einig, daß sofort Abhilfe getroffen werden muß. Ein Gespräch mit Herrn Diakon Beck konnte ich nur am Samstag vor der von mir erbetenen Sitzung der Gemeindevertretung führen, da dieser mit einer Jugendgruppe in einem Jugendlager war. Mit Herrn Beck wurde auch die Lage des Friedhofes und die allgemeine Lage der Seelsorge in Tartlau erörtert.

Am Sonnabend um 17 Uhr waren alle Mitglieder (es fehlte entschuldigt Otto Schmidts, ehem. Kurator) zur Sitzung erschienen. Nach einer kurzen Begrüßung eröffnete Diakon Beck die Sitzung und berichtete über die Zustände in der Kirchengemeinde einschließlich Friedhof. In meiner Ansprache berichtete ich über den vorgefundenen Zustand des Friedhofes und erläuterte den Standpunkt des Vorstandes der „9. Tartlauer Nachbarschaft“. Da auf meinen Aufruf im Heimatboten zu Pfingsten 1999 (Nr. 34)

sich zur Friedhofspflege zu äußern und Vorschläge einzubringen keine Reaktion, aber gar keine kam, habe ich die Meinung des Vorstandes über die Pflege des Friedhofes, besprochen in der Frühjahrssitzung des Vorstandes, vorgetragen. Das Gehörte wurde stillschweigend zur Kenntnis genommen. In den Diskussionen stellte sich heraus, daß Mittel vorhanden sind, aber es fehlt an Organisation, niemand fühlt sich verpflichtet. Ich erinnerte Herrn Diakon daran, daß für die Pflege des Friedhofes die Pfarrfrauen verantwortlich waren. Herr Beck wies diese, meine Bemerkung sofort zurück, bei seiner Frau käme das nicht in Frage. Ich konterte gleich mit einem Vorschlag, in der Hierarchie weiter und die Kuratorsfrau in die Verantwortung zu nehmen. Alle waren sich einig. Herr Beck etwas nachdenklich. Nach heftigen und lebhaften Debatten hat die Versammlung folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Ein vollbeschäftigter Gärtner soll mit Genehmigung der Landeskirche für den Friedhof und Außenanlage der Kirchenburg und Pfarrhaus mit Predigerhof ab März 2000 eingestellt werden. Diese Stelle wird mit DM 1.500,- jährlich von der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ mitgetragen. Der Gärtner soll den ganzen Friedhof, sämtliche Gräber, Gruften, Hecken, Streucher, Bäume und Rasen laufend pflegen, eingeschlossen auch die Blumen für die Bepflanzung der Gräber.
2. Inventur aller Gräber, um die herrenlosen festzustellen, um gegebenenfalls die Besitzer aufzufordern diese wieder an die Kirchengemeinde zurückzugeben.
3. Schriftliche Vereinbarung mit dem Friedhofwächter Julius Klutsch über Pflichten und Rechte gegenüber der Kirchengemeinde.
4. Als Sofortmaßnahme: Fällen der maroden Bäume im Hauptgebereich und radikalen Heckenschnitt.
5. Für Nichtevangelsche wird an der Seite, Richtung Bodola, auf der Verlängerung des Friedhofes eine entsprechende Fläche verkauft, um dort die Toten zu beerdigen. Der Käufer wird verpflichtet ein Zugangstor für eigene Zwecke einzubauen, um so nur zur verkauften Fläche Zutritt zu haben.

Eine von mir erbetene Spende von der Landesgruppe der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Baden-Württemberg von DM 500,- habe ich den Anwesenden überreicht, mit dem Hinweis, nur an die ärmsten Tartlauer ev. Glaubens zu verteilen.

Ebenfalls als Geschenk überreichte ich einen Videofilm „Zeichen und Bilder unserer Gemeinschaft“, eine Zusammenfassung der Heimattage der Siebenbürger Sachsen in Dinkelsbühl. Während der Sitzung gab es Kaffee und Kleingebäck aus dem Pfarrhaus. Die Sitzung endete nach 20 Uhr mit einem von mir mitgebrachten Kognak, da ich meinen Geburtstag hatte.

Michael Trein

**Über ein halbes Jahrhundert:
Ein Leben für die
Gemeinschaft**

Johann Bruss wurde 70

Geboren am 12. November 1929 in Tartlau. Sein Elternhaus steht in der Langgasse. Mit seinen zwei Geschwistern erlebte er eine schöne und sorgenlose Kindheit. In Tartlau besuchte er die Volksschule und in Kronstadt bis 1944 das Untergymnasium der Honterusschule. Ich habe mit Hans die Kindergarten-, Schul- und Jugendzeit gemeinsam erlebt.

Wir waren beide Zöglinge des Schülerwohnheims „Alumnat“ der Honterusschule auf dem Kirchhof der schwarzen Kirche, wodurch wir das Leben dieser Anstalt mit ihren guten und weniger guten Seiten kennengelernt haben. Für die körperliche Ertüchtigung gab es im Hof einen Barren und ein Reck, auf welchen Hans große Talente zeigte.

Sein persönliches, wechselvolles Leben erfuhr jene Verluste, die die meisten sächsischen Familien nach dem unheilvollen Krieg hinnehmen mußten. Zerbrochen die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, vorbei unser wirtschaftlicher Wohlstand. Wir waren schlichtweg vogelfrei. Es folgten Enteignung, Verschleppung und Schikanen ohne Ende, die auch das Leben von Hans Bruss radikal veränderten und viele Illusionen zunichte machte. Es begann ein neuer Lebensabschnitt.

Seine berufliche Tätigkeit begann er 1946 in einem Bauunternehmen und wechselte 1948 in eine Textilfabrik. Seit 1950 war er im Kronstädter Traktorenwerk als Elektriker und von 1954 bis 1987, dem Jahr seiner Ausreise, als Meister.

Die heimatlichen Gefilde, Felder, Wiesen, Berge und Gewässer prägten schon von Kindheit sein Gemüt und erweckten in ihm seine Heimatliebe, die bis zum heutigen Tag geblieben ist. Trotz der gefährlichen Zeit widmete er sich mit Mut und Hingabe beispielgebend einem Neuanfang für die Pflege und Erhaltung unseres sächsischen Kulturgutes und Gemeinschaftswesens. So war er 1946 Mitglied der ersten Handballmannschaft nach dem Krieg. Ostern 1947 war er im Bäckerhof der Kirchenburg aktiver Theaterspieler bei der Aufführung des Stückes „Der Nachwächter“.

Hans Bruss folgte seiner Begabung, der Musik. Er ist ein Naturtalent mit absolutem Gehör. Wer solch ein absolutes Gehör besitzt, ist in der Lage, die Höhen der Töne zu erkennen und zu benennen. Man schätzt, daß nur einer unter zehntausend Menschen über diese Fähigkeit verfügt. Musik ist sein Leben. Er muß einfach Musik machen und das seit über fünfzig Jahren.

Ein Anlaß zur Rückschau

1943 Mitglied des Schülerchors der Honterusschule unter Prof. Bickerich.

1947 Mitbegründer des Tartlauer Jugendchors unter Ernst Fleps.

1948 Mitglied im Kirchenchor bis 1987, seiner Ausreise. Gründer und Leiter des auch außerhalb Tartlaus bekannten und sehr erfolgreichen Männerquartetts.

1948 Mitglied der Tartlauer Blasmusik und seit

1967 bis zu seiner Ausreise 1987, deren Leiter und Dirigent.

Erwähnenswert ist eine Besonderheit, die über das tägliche Geschehen hinausgeht: Hans Bruss hat am letzten Tag vor sei-



ner Ausreise aus Siebenbürgen seine Blasmusik in einem Konzert am ersten Weihnachtstag 1987 dirigiert und ist am nächsten Tag nach Deutschland ausgereist. Man stelle sich das einmal vor! Sie wissen, mit welchen Problemen eine Ausreise verbunden war. Daß ein Mensch noch den Mut und die Kraft besitzt, kurz vor seiner Ausreise ein Konzert vorzubereiten – eine Seltenheit!

In der von ihm ausgehenden Ausstrahlung ist stets Tatkraft, Gradlinigkeit, Zuverlässigkeit, Stilsicherheit und Überzeugungskraft zu spüren. Er versteht es, Menschen zu begeistern und mitzureißen. Seine Autorität ist unbemerkt zur Stelle. Hans Bruss, weit mehr bekannt als Muerksen Hans, gehört zu den verdienstvollsten Kulturträgern Tartlaus und darüber hinaus. Mit unzähligen Auftritten im gesellschaftlichen, kulturellen und öffentlichen Leben, bei Schulfestern, Konzerten, Tanzunterhaltungen, Wettbewerben, musikalischer Umrahmung von Gottesdiensten, Hochzeiten, Beerdigungen und sonstigen Veranstaltungen. Unvergessen bleiben die zahlreichen Überlandfahrten mit Chor und Blasmusik im Burzenland, Niemesch, Keist, Kerz, Grossau, Hermannstadt, Frauendorf, Wurmloch, Hetzeldorf, Bulkesch, Seiden, Sendlak und Liebling im Banat. Natürlich müßten noch weitere Ortschaften und Auftritte genannt werden – doch wo anfangen und wo aufhören?

Die Musik ist ein Teil des unsichtbaren Gepäcks, welches Hans bei seiner Ausreise mitgebracht hat und hier weiter pflegt. Er hat den Taktstock nicht weggeworfen.

1990 gründete er den gemischten Chor und die Männersingergemeinschaft, 1992 die Tartlauer Blasmusik. Diese spielte gleich mit großem öffentlichen Auftritt beim Heimattag in Dinkelsbühl. Zugleich war es gemeinsam mit unserer Trachtengruppe die erste Burzenländer Musikkapelle seit Bestehen der Heimattage.

1994 konnte ich Hans überzeugen, ja überreden, als Leiter und Dirigent die „Siebenbürger Blasmusikkapelle Böblingen“ auf die Beine zu stellen, auf dem Skelett ehemaliger Tartlauer Musikanten. Als Spätaussiedler ist er mit seiner Familie (3 Söhne) im Murrtaal, in Murrhardt/Fornsbach, gelandet. Man bedenke, unter welchem körperlichen und zeitlichen Aufwand Hans wöchentlich nach Böblingen anreist, sei dies mit dem Fahrrad, der Bahn, Bus oder auch S-Bahn. Die minimalen Möglichkeiten für Proben, die Beschaffung der Noten und die Notenbearbeitung kommen noch hinzu.

1998 hat der Tartlauer Gemischte Chor und die Männer-Singergemeinschaft gemeinsam mit der Blasmusik die musikalische Gestaltung des Heimattages in Dinkelsbühl gestaltet. Unter der musikalischen Leitung von Hans Bruss lief die Eröffnungsfeier in der Schranne sowie auch die Hauptkundgebung.

Hans Bruss ist gleichzeitig in seiner Wahlheimat Fornsbach Mitglied im Kirchen-, Männer- und Gemischten Chor. Im letzteren auch stellvertretender Dirigent.

In Würdigung seiner bleibenden Verdienste um die Pflege und Bewahrung siebenbürgisch-sächsischer Tradition in der Kreisgruppe Böblingen wie auch in seiner Heimatgemeinde Tartlau wurde Hans Bruss am 31. Oktober 1998 im Namen des Bundesvorstandes unserer Landsmannschaft das Goldene Ehrenwappen mit Goldener Nadel verliehen. Nachträglich meinen herzlichen Glückwunsch, auch im Namen aller Tartlauer zu dieser Ehrung.

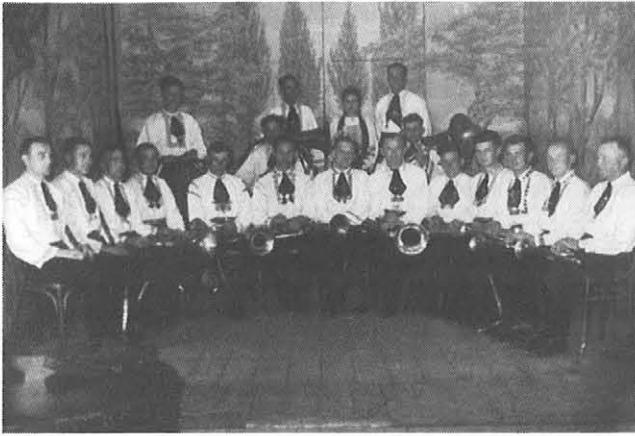
Ich möchte dem Jubilar den Dank aussprechen, den wir Tartlauer ihm für seine großartige und erfolgreiche kulturelle Tätigkeit schulden. Wir gratulieren auf diesem Wege ganz herzlich zum 70. Geburtstag und wünschen ihm noch viele Jahre, ausgefüllt mit Gesundheit, Zufriedenheit und Schaffenskraft, zum Wohle seiner Familie und unserer Gemeinschaft.

Walter Schmidt (Böblingen)

Tartlauer Blasmusik in Dinkels- bühl 1994



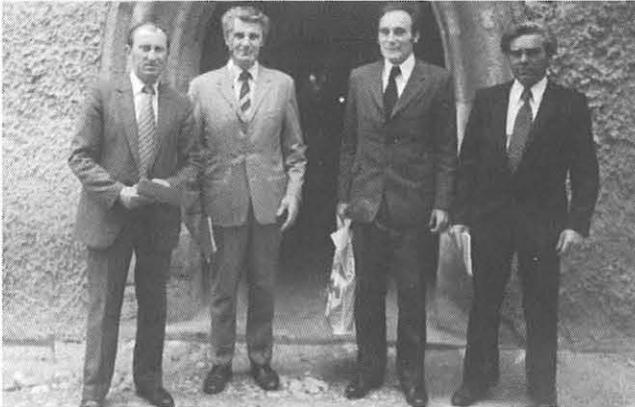
– Rückblick in der Fotografie –



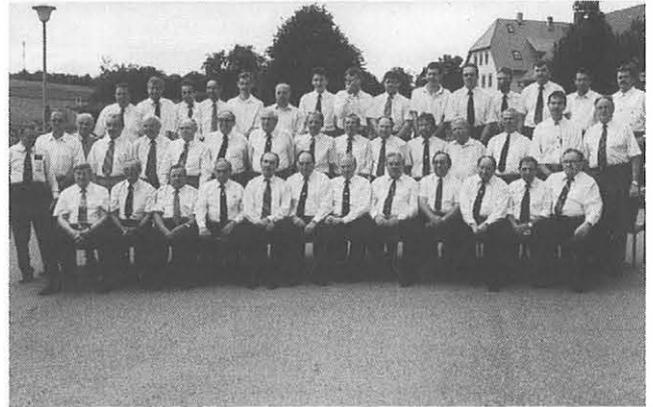
Konzert der Tartlauer Blasmusik 1958



Hochzeit in Tartlau 1955



Männerquartett – Gastreise in Kleinscheuern 1982



50jähriges Jubiläum der Tartlauer Blasmusik – Langenburg 1997



G. Fischer, einer der bekanntesten deutschen Chorleiter mit Hans Bruss in Stuttgart – Tag der Heimat 1996



Fornsbacher gemischter Chor 1996

ADOLF MESHENDORFER

BURZENLÄNDER BERGE

Ihr meerentstiegenen steinernen Tiere,
 Im Morgenhimmel silbern aufgebaut,
 Wie ruht ihr fern und abgeschieden
 und doch so heimattreu und heimattraut!
 Ihr ruft bereift und duldet schweigend
 der Zeiten Last: Stier, Hirsch und Kuh.
 Verstummt und taub seit hunderttausend Jahren
 Nur Gottes Wind weht immerzu.
 Sein Finger griff in die seufzenden Rippen,
 er hat euch die zornigen Wampen gewellt.

Er löschte euch sanft die kristallinen Augen
 und hat euch dennoch zu Hütern bestellt.
 Das plumpe Gehörn, gezackte Geweihe
 sank tief ins grämliche Firmeneis.
 In den zerschundenen Leibern nistet
 Wacholder und blasses Edelweis.
 Ihr Meeresriesen, ihr steinernen Tiere,
 im Abendhimmel zaubrisch aufgebaut,
 Wie seid ihr nah und fromm und gut, ihr Lieben,
 und heimattreu und heimattraut.

SCHWARZE KIRCHE ERSTRAHLT IN NEUEM GLANZ

Würdige Abschlußfeier nach 30jährigen Restaurierungsarbeiten an dem größten gotischen Dom südöstlich von Wien / Dankbarkeit für Gemeinschaftswerk der Deutschen von hüten und drüben

„Die Restaurierung der Schwarzen Kirche ist nunmehr beendet. Das bedeutet weniger finanzielle Belastung und weniger bange Tage und schlaflose Nächte.“ Mit diesen Worten bekundete Stadtpfarrer Mathias Pelger seine Erleichterung nach den 30jährigen Restaurierungsarbeiten, die er seit 1976 in diesem Amt begleitet hat. „Die Kirche erstrahlt in neuem Glanz: Im Inneren

ist sie wie eine Braut mit kostbaren Textilien geschmückt“, freute sich Pfarrer Pelger und dankte der Evangelischen Kirche im Rheinland, den in Deutschland lebenden Kronstädtern sowie den vielen Freunden der Schwarzen Kirche, die durch Spenden oder eigene Arbeit an dem großen Gemeinschaftswerk der Restaurierung mitgewirkt haben.

DIE SCHWARZE KIRCHE HAT VIELE FREUNDE

Festgottesdienst anlässlich der Beendigung der Restaurierungsarbeiten

rs. Kronstadt - Der Abschluß der drei Jahrzehnte währenden Restaurierungsarbeiten an der Schwarzen Kirche in Kronstadt/Brasov wurde am Sonntag, dem 17. Oktober, feierlich mit einem Festgottesdienst begangen, bei dem der Präses der Evangelischen Kirche in Deutschland, Manfred Kock, die Predigt hielt. Dieser festlichen Veranstaltung wollten zahlreiche Kronstädter beiwohnen, so daß die Schwarze Kirche bis auf den letzten Platz voll besetzt war, was leider in den letzten Jahren nur noch zu Weihnachten und Ostern verzeichnet werden kann. Anwesend waren Kronstädter aus dem In- und Ausland, Mitglieder der evangelischen Kirchengemeinden aus den Burzenländer Ortschaften, Vertreter der in Kronstadt existierenden Kirchen, Gäste seitens der evangelischen Kirche im Rheinland, die den Großteil der Restaurierungsarbeiten finanziert hat.

Nach einer kurzen Weihehandlung vor dem zu diesem Anlaß erstmals wieder eröffneten Westportal der Schwarzen Kirche erfolgte, unter den Klängen der auf den Emporen plazierten Blasmusik, der Einzug der Ehrengäste geleitet von Präses Dr. Manfred Kock und von dem Bischof der evangelischen Landeskirche A.B. in Rumänien, Dr. Christoph Klein. Präses Kock erwähnte zu Beginn seiner Predigt den feierlichen Anlaß dieses Tages: „Wir wollen Gott preisen und danken für die Vollendung der Reparaturen dieses Gotteshauses, für die Arbeitskraft der Menschen, für die offenen Herzen und die offenen Taschen, für die Geduld und für den Fleiß der Menschen, die hier gearbeitet haben.“ Die Botschaft von Gottes Treue und Liebe, die in jedem Gottesdienst verkündet wird, verleihe der Kirche lebendiges Leben, das in die Gemeinde, in den Ort und in das Land ausgehe, sagte Präses Kock, so daß die Schwarze Kirche nicht allein ein „Bau von toten Steinen“ bleibe.

Den musikalischen Rahmen des Festgottesdienstes gestalteten der Kronstädter Bachchor, der Jugendchor und Hans Eckart Schlandt an der Buchholz-Orgel. In seinem Wort erinnerte Stadtpfarrer Mathias Pelger an die zweifache Botschaft, die von den Sprüchen ausgehe, die nun auch auf der Turmuhrbemalung zu lesen sind: „Sic transit gloria mundi“ („So vergeht die Herrlichkeit der Welt“) und „Verbum Domine manet in aeternum“ („Aber des Herren Wort bleibt in Ewigkeit“). Sie verliehen zusammen die Zuversicht, daß die Restaurierungsarbeiten an der Schwarzen Kirche, „ein überdimensionales Werk“ für die durch Auswanderung geschumpfte Honterusgemeinde, auch zu einem guten Ende geführt werden könne. Ohne die Hilfe, die seit 1978 von der evangelischen Kirche im Rheinland kam, wäre dieses Werk

nicht möglich gewesen. Dafür sprach Stadtpfarrer Pelger die herzlichsten Dankesworte an die Freunde und Brüder aus Deutschland aus.

Anschließend übermittelte Oberkirchenrat Dr. Jürgen Regul die Grußbotschaft seitens der Evangelischen Kirche im Rheinland. Glückwünsche und ihre Wertschätzung drückten auch der Vertreter der orthodoxen Kirche, Pfarrer Ciprian Comşulea und der römisch-katholische Stadtpfarrer von Kronstadt, Albert Csizsar, aus.

Auf dem Kirchhof wurde nach dem Gottesdienst gemeinsam „Nun danket alle Gott“ gesungen, begleitet von der Burzenländer Blaskapelle (Dirigent Ernst Fleps). Die Burzenländer Volkstanzgruppe führte, ebenfalls in den Klängen der Blasmusik vor dem zahlreich anwesenden Publikum mehrere siebenbürgisch-sächsische und deutsche Volkstänze vor.

Im Programm der Feierlichkeiten anlässlich des Abschlusses der Renovierungsarbeiten fanden auch andere Veranstaltungen statt. Am Samstag wurde eine musikalische Feierstunde in der Schwarzen Kirche abgehalten, gefolgt von einem Dia-Vortrag des Architekten Hermann Fabini, der dieses große Projekt von Anfang an mitbetreut hat. Anschließend lud die Honterusgemeinde zu einem Empfang in die Aula des Honteruslyzeums ein – eine weitere Gelegenheit für die zahlreichen Gäste (unter ihnen Bürgermeister Ioan Ghişeu und Pfarrer Schulze von der Thomas-Kirche aus Erlangen – die Partnerkirche der Schwarzen Kirche) ihre Glückwünsche und Grußbotschaften zu übermitteln. Die offiziellen Ansprachen der Gäste und Freunde wurden am Sonntag, anlässlich des Festessens im „Cerbul Carpatin“-Restaurant gehalten.

Redigiert *Trein* (aus „Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien“ vom 19.10.99 und „Siebenbürgische Zeitung“ vom 31.10.99

*Wer dem Glück nachrennt,
entfernt sich in Wahrheit
davon.*

(Seneca – Philosoph)

Die Heimreise aus der Sowjetunion und die Folgen der Verschleppung zu fünf Jahren Zwangsarbeit

Für die 750 überlebenden Internierten des Lagers 1001 zu Makeewka – 25 km nördlich von Stalino – jährt sich der letzte Arbeitstag der Zwangsarbeiten in der Sowjetunion am 11. November 1999 zum 50. Mal.

Nur ein Viertel, der in diesem Lager zu Wiederaufbauarbeiten aus Rumänien an die Sowjetunion ausgelieferten Deutschstämmigen hatte das Fünfjahressoll erreicht. In den ersten drei Jahren war jeder Siebte den qualvollen Hungertod gestorben; fast die Hälfte war als arbeitsuntauglich, völlig entkräftet mit den sogenannten „Geisterzügen“ nach Rumänien oder Ostdeutschland – als „faule Deutsche, die nicht arbeiten wollen“ – zurückgeschickt worden; etwa 40 waren geflüchtet, die meisten da-

von sind verschollen; und die als Kriegsteilnehmer gegen die Sowjetunion identifizierten Männer und Lazarettwestern waren in Gefangenenlager versetzt worden. Das ist in großen Zügen die „Bilanz der Heimfahrten“ aller Verschleppten dieses Lagers ...

Am 10. November 1949, einem Tag vor dem Martinstag – dem Geburtstag meines Vaters – als wir von der Tagschicht ins Lager zurückkehrten, mußten wir wieder einmal in Viererreihen vor unseren Wohnhäusern antreten. Der Lagerkommandant – Oberstleutnant Kotluenko – stellte sich auf die erhöhte mittlere Eingangstreppe und sagte: „Scoro domoi“ (Bald heimwärts). Diese Floskel hatten wir schon fünf Jahre hindurch zu oft ge-

hört, um dieser Aussage noch Glauben zu schenken, daher antworteten wir alle mit einem deutlichen „buhhh“... „Doch“, sagte der allgemein beliebte Offizier, ein ehemaliger Lehrer, der es verstand mit Abhängigen umzugehen – „ich habe diese Redewendung euch gegenüber noch nie gebraucht“. Wir sollten am nächsten Tag die vom Werk erhaltene Arbeitskleidung in den Zechen abgeben, die letzte Lohnung abholen und Geschenke für die Familien einkaufen ...

Tags darauf wurden alle Einrichtungsgegenstände der Zimmer – Eisenbetten, mit Rohbaumwolle gefüllte Strohsäcke, Bettzeug, Waschschüsseln, Schöpfer, Eimer und Lampenschirme an das Hauptlager zurückgeführt. Der Billardtisch des Aufenthalts- und Festsaaes kam in einen Club der Komsomolzen und die Küchengeräte in eine Kantine. Jeder von uns bekam eine getragene aber als neuwertig gereinigte Wattejacke. Einige, die zu den Dolmetschern gute Beziehungen hatten, bekamen sogar neue. Junge, spitzfindige Männer, sammelten aus den leergewordenen Zimmern selbstgebastelte Hocker, Tischchen, Vorhänge, Kleiderbügel, Topfblumen und Feuerungsgeräte für Kohleheizung, um sie auf dem nahen Basar zu verhökern. Allgemein herrschte ein Herumgerenne und Aufbruchstimmung. Vor lauter Hetzerei konnte niemand klare Gedanken fassen. Ein mechanisch ablaufender Lebensabschnitt ging zu Ende. Die letzte Nacht schliefen wir alle auf dem Boden unserer leergewordenen Zimmer in unserer Kleidung.

Auch am letzten Morgen brachten die weiblichen Hälften der Pärchen den Männern das Frühstück. Man trank wie immer russischen Tee und aß Butter- oder Margarinebrot dazu oder man tunkte Brotbissen in Sonnenblumenöl, wie wir es seit zwei Jahren gewohnt waren. Zum besseren Verständnis unserer Lage z.Zt. der Heimfahrt muß gesagt werden, daß wir uns nach der Währungsreform vom 16. Dezember 1947, leichter verpflegen konnten als in den ersten drei Jahren der Zwangsbewirtschaftung mit rationierten Lebensmitteln. Das Brot gab es zu 3,20 Rubel je kg in jeder Menge zu kaufen, gegenüber dem Schwarzmarktpreis von 40 Rubel der ersten drei Jahre. Nur so hatten wir uns erholen können.

Plötzlich hieß es, mit dem Gepäck vor dem Lagertor antreten. Dort waren schon LKWs vorgefahren, um das Gepäck zu dem etwa zwei km entfernten Bahnhof zu führen. Doch zunächst gab es die letzte Kofferkontrolle und immer noch fanden die Sowjetsoldaten begehrten Sachen, welche sie in ihre eigenen Taschen verschwinden ließen. Ich hatte Fotos sowie die über fünf Jahre geretteten Personal- und Militärausweise in mein Musikinstrument versteckt, so gelangten alle unersetzlichen Akten durch das Tor.

Nach der Kontrolle luden wir die Koffer auf die LKWs, nahmen unsere geliebten Musikinstrumente auf und stellten uns an die Spitze des Zuges, der von unserem Oberstleutnant angeführt wurde. Damit ging auch das Schlemmerleben der sowjetischen Wach- und Verwaltungsmannschaft endgültig zu Ende. Wir hatten dies schon bei der Auflösung des Zweiglagers Muschketowa beobachtet, als der verhaßte Leutnant Bruzki – von Beruf Traktorist – nun selbst auf der Halde in Schichten, schweren mit Eisenstangen vermengten Bauschutt abladen mußte, wo er die Schwächsten von uns zu Tode gehetzt hatte. Wir hatten ihm aus sortiertem Baumaterial ein Haus bauen müssen. Nun war er selbst vorort gebunden und mußte schufteln.

In dem von 14 Blasinstrumenten und Trommeln geschmetterten Takt marschierten wir durch die Stadt. Die Heimfahrt der „Nemetzkis“ hatte sich wohl herumgesprochen und auch die Musik lockte die Freizeitleiter auf die Straße. Sicher beneideten uns viele, weil wir nach Hause fahren durften. Sie alle waren doch aus den verschiedensten Gebieten der Sowjetunion als Verdienstsuchende vom Kirowawerk angeheuert worden. Trotzdem gab es überall freundliche Gesichter, man erspähte viele Bekannte und rief: „Halo Walodja, hallo Vanka, desvidanja Klopzi“. Schließlich gelangten wir alle auf den Bahnhof. Dort luden wir die Musikinstrumente anstelle der Koffer auf die LKWs und kletterten auf die Güterwaggonen. Sie hatten zwar keine Pritschen wie auf der Heimfahrt, dafür aber zum Glück Kanonenöfen zum Heizen.

Freunde und Pärchen fanden sich zusammen, doch die anfängliche Freude verwandelte sich bald in gedrückte Stimmung fast aller. Wohl jeder hatte seine eigenen Gedanken darüber, was jetzt noch zu erwarten war. Natürlich hatten wir von den Enteignungen der Deutschen gehört und von der Verschleppung der früher tonangebenden und begüterten Familien. Durch das Wohlwollen des Briefzensors unserer spärlich aus-

geteilten Heimatpost hatte ich erfahren, daß meine Mutter mit meiner damals zehnjährigen Schwester vom damaligen, mit unserer Familie befreundeten Dechanten, nach Schäßburg gerufen worden war, um ihren Lebensunterhalt zunächst zu sichern. Als erfahrene Wirtschaftlerin wurde sie als Heimleiterin des evangelischen Frauenvereins angestellt. Meine Familie war in Kronstadt einzeln bei Bekannten und Verwandten als Schlaf- und Eßgast untergeschlüpft. Das war der „Istzustand“, als ich zunächst in Schäßburg meine „Heimfahrt“ unterbrach, um Mutter und Schwester aufzusuchen und erst am nächsten Tag zu meiner kleinen Familie weiter zu fahren.

In Kronstadt erwartete mich meine Frau mit den Kindern am Bahnhof. Waren die Kleinen doch gewachsen. Mit einer Taxe fuhren wir zu Viert mit meinem Koffer zur Wohnung meiner Schwiegereltern, wo ich auch noch unterschlüpfen mußte, da seit der kommunistischen Machtübernahme niemand seine Wohnstatt mit einem ehemaligen Gutsbesitzersohn zusätzlich belasten wollte. Mein Sohn war auch noch dort etabliert, wo mein bedauernswerter Schwiegervater totkrank seit Jahren zu Bett lag. Für mich war es ein ungewohntes Gefühl, jetzt eigene Kinder auf dem Schoß zu haben. Beide versuchten sich an mich anzulehnen und fühlten sich so geborgen. So sprach dann auch meine Frau das Wort nicht vergebens: „Wir müssen den Kindern das Elternhaus erhalten“. Ein großer Schock war es für mich zu erfahren, daß die Familien von unserem Besitz vertrieben worden waren, ohne auch nur das Geringste an Wäsche, Kleidern, Geld und Lebensmittel mitnehmen zu dürfen. Zum Glück hatte meine Frau durch Vermittlung eines Juden eine Anstellung gefunden und damit Brotkarten für die Familie gesichert. Zwei Monate nach meiner Ankunft in Kronstadt bekam auch ich, durch den Entscheid eines jüdischen Generaldirektors der Zuckerindustrie eine Anstellung in der Zuckerfabrik Roman. Er hatte sich aufgrund meines sowjetischen Zeugnisses für meine Anstellung entschieden und gegen die „ungesunde Herkunft“ als Gutsbesitzersohn.

Nahezu neun Jahre war ich dann mit Zwangsaufenthalt (DO) an einen Posten gebunden, wo ich täglich mit selbstständigen Privaten Geschäfte abschließen mußte. Mit einem Fuß tapste ich täglich in den Knast. Doch auch dieser „Umweg zur Heimfahrt“ wurde trotz schonungsloser Prozesse überstanden. Die Freikarte für das Gefängnis wurde erst von meinen Nachfolgern gebraucht ...

Einige Jahre nach Aufhebung des Zwangsaufenthaltes für frühere Besitzerfamilien, hatte ich verschiedene Anstellungen in der Umgebung von Kronstadt; dann bekam ich mit Hilfe meiner Tochter einen Besuchspaß zu meiner nach Deutschland zurückgekehrten Mutter und fuhr nicht wieder „heim“. Bald gelang auch der Zuzug meiner Frau. Für die Familie meiner Tochter zahlte ich im Jahr 1973 die Summe von 56.000 DM Fluchthilfe an die Securitate, dann erst war die „Heimfahrt“ zu Ende. Ein bisher als Tabu-Thema unbeschrieben gebliebenes Schicksal nahezu aller in der Heimat verbliebenen Verheirateten muß auch erwähnt werden. Das unabwendbare Los drängt sich uns „Ehemaligen“ auf, wenn heute im Fernsehen die Bilder aus dem ehemaligen Jugoslawien und Tschetschenien gezeigt werden: Ernste Gesichter der Alten, Frauen und Kinder und die Gräber der ermordeten Männer. Alle Mienen lassen Hoffnungslosigkeit erkennen.

Auch bei uns waren die Männer zum deutschen und rumänischen Heer eingezogen worden, jeder Vierte war gefallen. Die Frauen zwischen 18 und 30 Jahren und die vom rumänischen Heer abgerüsteten Männer wurden 1945 nach Sowjetrußland verschleppt. Von den zu deutschen Heeresseinheiten eingezogenen Männern konnte nach Kriegsende keiner zu den Familien in die alte Heimat zurückkehren. Nur wenigen und aus der Deportation nach Ostdeutschland zurückgeschickten Frauen gelang die Flucht. Ertrappte Frauen berichten von schamlosen Vergewaltigungen in der Haft rumänischer Gefängnisse. Die Folge dieser Zustände war, daß die Männer in Deutschland z.T. Onkelehen eingingen und auch die Frauen machten es in der Heimat als allein gelassene nach. Zum Glück halfen die Großeltern bei der Beschaffung des Essens und auch in den meisten Fällen bei der Erziehung zu fleißigen, brauchbaren Menschen, wie alle Altfordern es vorgelebt hatten. Diese Not dauerte vielfach noch Jahrzehnte hindurch an, bis es gelang – meist nach fünfstelligen Schmiergeldzahlungen – im Rahmen der Familienzusammenführung nach Deutschland zuzureisen. Erst damit ist eigentlich die „Heimfahrt“ zu Ende. Wir sind dankbar und fühlen uns endlich „zu Hause...“.

streng geheim

M W D UdSSR

Hauptverwaltung für die Gefangenen- und Internierten-Angelegenheiten

Archiv Nr.1384o5	Lager	Akte
Geschlecht - m	Nr.	Nr.
	1001	664

P E R S O N A L A K T E

des Internierten Kurt Wilhelmowitsch Stephani

Die Sache ist mit der Übergabe ins Lager der Repatriierung beendet.

22. November 1949

Betriebscharakteristik

Der internierte Arbeiter Stephani Kurt Wilhelmowitsch hat im Januar 1945 bis November 1949 in der Produktion gearbeitet. Seine Arbeit hat er gewissenhaft ausgeführt, die Produktionsnormen hat er im Durchschnitt monatlich mit 150-180% erfüllt. Seine persönliche Disziplin ist gut.

Bataillonskommandeur unlesbar
Stempel

Auszug

Befehl Nr 3
Bataillonsstab Nr.1001
Kirowawerk 3. Februar 1949

§ 1

Für die gute Organisation bei der Feiertagsdurchführung am 1. Januar 1949 unter den Bataillonsinternierten, befehle ich Internierten Kurt Stephani für seine Eigeninitiative in der Organisation ohne Arbeitsunterbrechung, Dank auszusprechen.
Bataillonskommandeur Stempel
Garde Major Kotlunenko
Stabschef Gardeolt Stolerov

Kopie 461/4 - 1384o5

Hauptverwaltung NKWD UdSSR für Gefangenen und Internierten Angelegenheiten
Personalakte Nr.664, Bataillon Nr.1001

23. Januar 1945

Fragebogen an den Internierten:

1. Nachname S t e p h a n i
2. Vornamen Kurt Wilhelmowitsch
3. geboren 1915
4. Geburtsort: Rumänien, Bezirk Brasov, Stadt Brasov
5. Letzter Wohnort: Rumänien, Bezirk Brasov, Zuckerfabrik "Bod"
6. Adresse Familienstand: Frau Stephani Rosl, Hausfrau, Sohn Georg Kurt, Tochter Johanna Kurt Rumänien, Bezirk Brasov. Zuckerfabrik
7. Sozialer Vermögensstand, Angestellte, haben nichts
8. Interniertenvermögensstand: hat nichts
9. Nationalität deutsch
10. Religion: Luheraner
11. Parteizugehörigkeit: keine
12. Muttersprache: deutsch
13. Welche Fremdsprachen beherrscht er: rumänisch, französisch, ungarisch
14. Staatsangehörigkeit: Rumänien
15. Beruf, Fachgebiet (Praxis v.d. Internierung: Ingenieur Agronom 6 Jahre
16. Ausbildung a. Allg. 4 Klassen, 7 Jahre Gymnasium, 4 Jahre Spez. agr. Schule
17. Wohnhaft i.d. UdSSR: nein
18. Wer von den Verwandten lebt in der UdSSR niemand
19. Untersuchungshaft
Freiheitsstrafe: keine
20. Wohnhaft in anderen Staaten (außer der UdSSR, Tätigkeit: War in Österreich, Ungarn, Türkei, und Deutschland. In Österreich hat von 1936-1939 Ausbildung gemacht, in Ungarn und Deutschland hat studiert
21. Datum und Ort der Internierung: 13. Januar 1945, Rumänien, Zuckerfabrik "Bod"
22. Praktische Tätigkeit: Schule: 1922-1925, 1925-1933 Gymnasium, 1933-1934 Uni in Bukarest, 1934-1937 Soldat i.d. Rumänischen Armee, 1937-1939: Uni in Budapest, 1939-1945 Administrator i.d. Zuckerfabrik
28. Mai 1945 Unterschrift Kurt Stephani

Portraitsbezeichnung: Größe: übermittelgroß, Körperbau normal, Haarfarbe: dunkel, Augen braun, Nase gerade, Gesicht oval.

Besonderes Merkmal. Finger a.d. rechten Hand hat keinen Nagel, Hat die Kontrolle vom 12.02.47 bestanden.

Keine Änderungen: Inspektor: Belozerkowez.

Mitarbeiterunterschrift dessen, der die Fragebogen durchgeführt hat: Merkulowa

Der Internierte ist am 22.11.1949 ins Repatriierungslager Nr. 36 übergeben worden.

Kurt Stephani
Kornal

An das „Tartlauer Wort“ NICHT ÄRGERN – NUR WUNDERN

Es hat im Laufe der Geschichte des öfteren Epochen gegeben, wo man sich als ein bewußter Siebenbürger als von Europa abgekoppelt fühlen mußte – denn was wußte man gemeinhin schon von dem Land „hinter den Wäldern“. Heute hat sich da sicher einiges geändert, aber in der Bundesrepublik Deutschland, in der allgemeinen Verunsicherung nach dem Zweiten Weltkrieg, konnte man diesbezüglich schon eine kuriose Erfahrung machen. Allein schon durch die Aussprache fiel man als ein Zugezogener auf und konnte gleich nach der Herkunft gefragt werden. Um den Wissensdurst zu befriedigen, blieb die Antwort zunächst etwas oberflächlich: „Ich komme aus Rumänien“ ...

Das weckte das Interesse des Fragestellers sehr und die Reaktion war folgende: „Interessant, da können Sie aber schon ganz gut deutsch sprechen“.

Das war bitter und den Ärger mußte man daraufhin hinunterschlucken, um beim nächsten Mal etwas genauer zu antworten: „Ich komme aus Siebenbürgen“.

Darauf die Reaktion: „Ach so, aus dem Siebengebirge“.

Auch das blieb unbefriedigend. Also mußte man da die Herkunft mit einer Ortsangabe etwas genauer angeben: „Ich komme aus der Gegend von Kronstadt“.

„Ja was, etwa Kronstadt bei St. Petersburg“?

Damit wird es dann doch zu bunt, und nun habe man sich auf Unverständnis sowie Mißverständnis schon gewöhnt, deswegen sage man lieber frei heraus: „Ich komme aus Tartlau“!

Darauf die wunderliche Reaktion: „Moment mal, liegt Tartlau etwa in der Gegend von Breslau“?

Ei verflixt, jetzt aber nur die Ruhe bewahren und wohlüberlegt auf die Geographiekennnisse des Fragers reagieren mit selbstsicherer Antwort: „Ja, genau, aber noch etwas weiter rechts unten“. Also dort unten liegt Tartlau!

Otto Depner (Gerlingen)

Enkel von Lehrer Emil Wilk, Hans Wilk (zur Zeit Direktor des Honterus-Lyzeums in Kronstadt), SZ vom 30. 9. 99, berichtet:

Rund 1100 Schüler haben den Unterricht am 1. September in der Kronstädter Honterusschule aufgenommen. In 41 Klassen werden sie vom 1. bis zum 12. Schuljahr von rund 70 Lehrern größtenteils in deutscher Sprache unterrichtet. Somit ist dieses Gymnasium die zahlenmäßig größte Einheit mit deutscher Unterrichtssprache in Siebenbürgen. Am Hermannstädter Brukenthalgymnasium gibt es lediglich gut über 700 Schüler, allerdings wenn man nur die Klassen 5 bis 12 berücksichtigt. Direktor des Honterus-Lyzeums ist Hans Wilk (Stellvertreterin: Camelia Gall), am „Bruk“ ist Gerold Hermann Schulleiter (Stellvertreterin: Gertrud Nowak).

mo

Eingesandt: W. Schunn

Wir begraben ein barbarisches Jahrhundert

Das 20. Jahrhundert neigt sich dem Ende zu. Es hat der westlichen Zivilisation Fortschritt, Wohlstand und Freiheiten in bis dahin unbekanntem Ausmaß beschert. Der Zweibeiner griff in die Schöpfung ein. Er brach ins Weltall auf, verpflanzte Herzen und spaltete das Atom. Klonen und Euro, Jets und Internet, Mikrochip und Mikrowelle, Fernsehen und Retorten-Baby – sie alle sind Kinder der letzten 100 Jahre.

Nie hat sich die Welt so rasch so revolutionär verändert wie in dieser Zeit. Und dennoch war es ein barbarisches Jahrhundert.

Nie wurden auf Erden mehr Menschen getötet, und es werden trotzdem immer mehr. Sie verderben ihre Umwelt. „Iss dein Eis, bevor es dreckig wird“, sagt die Mutter zu ihrem Kind im Smog. Übervölkert, geplündert und verseucht treibt der Planet der Unregierbarkeit entgegen, zumindest nicht mehr regierbar mit uns angenehm erscheinenden Methoden. Die Bemühungen der Staatsmänner, die Katastrophe abzuwenden, erinnern einstweilen an das Aufstellen von Liegestühlen an Deck der „Titanic“.

Am Anfang dieses Jahrhunderts stand der Erste Weltkrieg. Golo Mann hat ihn die „Mutterkatastrophe“ genannt. Durch ihn wurde die alte Ordnung der Welt zerstört. Dem Schoß der „Mutterkatastrophe“ entsprangen die Monster Hitler, Stalin und der Zweite Weltkrieg, entsprangen Auschwitz, Gulag und Hiroshima. Auch der Untergang von Nationalsozialismus und Kommunismus hat die alten Menschheitsträume von Frieden und Glück bisher nicht verwirklichen können. Die Gewalt hat globale Saison.

Für die abendländische Hochkultur wurde das 20. Jahrhundert zum Jahrhundert der Disharmonie. Das Christentum ist auf dem Rückzug. In der Kunst lösten sich die Formen auf; das Obszöne stieg empor. In der Wissenschaft erwies sich Segen zugleich als Gefahr – wie bei der Gen-Technologie. Staatsmänner, die ihre eigenen Kinder nicht erziehen konnten, erzogen Nationen. Geld wurde zum mächtigen Götzen. Die Moral erkrankte an Immunschwäche. Tugend und Gemeinsinn welkten. Nichts dünkt den meisten Menschen heute wichtiger als ihr eigenes Wohlbefinden.

In der Demokratie entfremdeten sich Regierende und Regierte. Einst waren Herrschende Idole ihrer Untertanen. Bange mann und Hombach als Vorbilder für die Kleinen? Was der politischen Klasse als „political correctness“ gilt, erscheint vielen Bürgern nicht unbedingt erstrebenswert.

Zwischen den beiden Gruppen existieren bei uns gegensätzliche Ansichten in fast allen Bereichen – von Multi-Kulti-Gesetzen bis zur Rechtschreibreform. Ein Staat der Sexualverbrechern Ausgang gewährt und mit Drogen-Dealern, Hausbesetzern oder Filz nicht recht fertig wurde, hat es schwer, die Bewunderung der Mehrheit seiner Untertanen zu gewinnen. Wenn doch noch ein Ruck durch Deutschland gehen sollte, könnte es möglicherweise ein Ruck sein, wie Roman Herzog ihn sich nicht gewünscht hat.

Kein Grund, Trübsal zu blasen. Was immer das Millenium-Silvester bringt, ein Gutes ist in jedem Fall dabei: Wir begraben das Jahrhundert mit dem Januskopf. Und wer mit dem fertig geworden ist, dem ist das Fürchten nur noch schwer zu lehren. Er kann sich getrost an Wilhelm Busch halten. „Ich bin“, meinte der, „Pessimist für die Gegenwart, aber Optimist für die Zukunft.“

Trein aus „Bild“ vom 20. Oktober 1999

Im Fluge

Die Sonne lachte noch Zähne zeigend nur mühsam dort nordseits der alten Mauern. Der Winter war hart. Lang ist's her, kalt war es noch trotz Frühlingssonne und ich hätte gerne schon die gestrickten, schneeweißen Kniestrümpfe angezogen.

Am offenen Fenster Kinderfüße baumeln, Schattenspiele auf der Haut wandern geheimnisvoll, Flügel schlagen an die Wand. Staubwolken hinter sich schleppend die Wasserbüffelherde, die Kühe. Dumpfes, blechernes Horngetute. Am Abend mit dem Fahrrad wird Milch geholt.

Im Sommer regnete es Wasserstraßen wie in Venedig. Warme Wolkenbrüche, zum barfuß drin gehen. Wir springen über den schmalen Bach in Großmutter's Straße. Der Weg ist weit, was hast du Gutes für mich. Dudu, du. Duta. Die Langgasse ist eine Weltreise.

Und auf dem Weg zur Schule, Akkordeonstunde, ich grüße, sie grüßen, mal herzlich, mal mit und mal ohne Arg. Sag mir mit wem du gehst, und ich sage dir wer du bist. Im Wald da sind die Räuber. Der böse Wolf, die Hexe. Auch im Honigberger Wald gibt es Zecken.

Im Fluge wirds Herbst und ich weiß gar nicht ob ich ein rotes Blatt werd oder ein gelbes oder vielleicht auch der Frost mich so grün wie ich bin am Baum erwischt, an diesem so oft verpflanzten. Wie es auch war und sei es ist gut so – grad schaut mich eine Amsel an.

Liane Voigt (geb. Kaufmes)

AUS DEM GEDENKBUCH DER GEMEINDE TARTLAU

Vorstandsmitglied *Paul Salmen jun.*, verantwortlich für die Dokumentationsstelle der 9. Tartlauer Nachbarschaft, hat für den Heimatboten „Das Tartlauer Wort“ aus dem Gedenkbuch Auszüge von Aufzeichnungen zusammengestellt, die in zwei Folgen veröffentlicht werden.

Schluß

Die Auffassung einer Predigerstelle

Die ansehnliche und volkreiche Gemeinde Tartlau hat gleich den übrigen Märkten des Burzenlandes schon seit Jahrhunderten (siehe ältestes Tartlauer Kirchenbuch „Repretorium agrorum ex 1632“) zwei Prediger gehabt, welche fast ausschließlich die geistlichen Funktionen der Taufe, der Trauung, der Beerdigung und Hauscommunio vollzogen, wie auch Wochengottesdienste und in den Hauptgottesdiensten den liturgischen Teil versahen. Wenn in einer Gemeinde zwei Predigerstellen vorhanden waren, traf es sich selten, daß der Pfarrer „Predigerdienste“ verrichten mußte, weil meistens nicht beide Prediger zur gleichen Zeit verhindert waren. Ich erinnere mich noch lebhaft an die Fünfziger Jahre, wo auf großen Beerdigungen in der Stadt bis zu acht Geistliche mitgingen (fünf Stadtprediger, die Prediger aus der Blumenau und von St. Martin und die Prediger der ev. luth. magjarischen Gemeinde) und auf welchen Widerstand von Seiten der Bürger dies stieß, daß jede Leiche – ob reich oder arm – nur von einem Geistlichen begleitet werden sollte. So war es gar nicht wunderlich, daß nach dem Tod des beliebten und vielfach verdienten älteren Predigers Johann Copony, welcher nach einer, in der Krankenpflegeanstalt zu Hermannstadt vollzogenen, schweren Operation (Magenkrebs) daselbst am 21. Juli 1896 verstorben war, auch in Tartlau der Gedanke auftauchte, nicht mehr zwei Prediger zu behalten. Dies fand aber bei den Leuten nicht viel Anklang. Die Frage wurde in vertraulichen Befragungen und offiziellen Sitzungen vielfach erörtert. Mit dem 1. Oktober 1895 waren die sogenannten „kirchenpolitischen Reformen“ ins Leben getreten, d.h. die Einführung staatlicher Matrikelführung, die Aufhebung der geistlichen Ehegerichtsbarkeit, die Zulässigkeit sich confessionslos zu erklären, usw. Auch die Landeskirche mußte den gewaltig geänderten Zeitverhältnissen Rechnung tragen. Es geschah unter anderem, daß überall die Möglichkeit geschaffen wurde, geistliche Amtshandlungen wie Taufe, Trauungen und Beerdigungen ganz unentgeltlich beanspruchen zu können (in einfachster Form), damit niemand wegen der „Stolar-Gebühr“ sich seinen kirchlichen Verpflichtungen zu entziehen verleitet wurde. Es wurde als Grundsatz ausgesprochen, daß die geistlichen Funktionen so viel wie möglich vom Pfarrer selbst vollzogen werden sollten. Darum sollten Gemeinden von weniger als 1000 Seelen keinen Prediger halten dürfen. Im Falle der Erledigung einer Predigerstelle darf kein Concurs zur Besetzung ausgeschrieben werden, bis nicht der Gemeinde die Notwendigkeit der Stelle von den kirchlichen Oberbehörden nachgewiesen wird. Daß Tartlau neben dem Pfarrer noch zwei Prediger haben müsse, das war schwer zu erweisen. Prediger Copony und vor ihm Prediger Johann Kauffmes († 1884) sind vor ihrem Tod ein Jahr lang und darüber dienstunfähig gewesen und der zweite Prediger mit dem Pfarrer haben die Dienste des Erkrankten ohne irgend welche übermäßige Belastung anstandslos versehen. Jeder Pfarrer muß sich wünschen, daß er mit den Gemeindegliedern in möglichst nahe Beziehungen trete, das kann wohl nie so leicht und so wirksam geschehen, als wenn er zu Zeiten wo das Gemüt für die Darbietungen der Kirche am empfänglichsten ist, bei Taufen, Verlobnissen, Trauungen und Beerdigungen dafür persönlich eintritt. Der akademisch und theologisch gebildete Pfarrer wird, in der Regel, die geistlichen Amtshandlungen mit mehr Würde und Tiefe und darum auch wirksamer vollziehen, als der nicht akademisch gebildete Prediger. In früheren Zeiten hat schon das geistliche Amt – man möchte fast sagen schon das geistliche Kleid des Pfarrers – Würde und Respekt gegeben. Heute wird das allein wenig wirken, denn es kommt in erster Reihe auf den persönlichen Wert des Trägers an. Es ist darum gewiß richtig, daß der Pfarrer Ansehen und Einfluß nur gewinnen und behalten wird, wenn er den Gemeindegliedern persönlich nahe tritt, wo er nur kann. Er muß immer mehr Seelsorger werden, während er bisher meist nur Pfarrherr war. Von solchen Erwägungen und Grundsätzen ausgehend habe ich die Predigerfrage in Angriff genommen und mit Geduld und

Ausdauer auch zum erwünschten Ende geführt. Die ausführlichen Protokolle über die Sitzungen des Presbyteriums und der größeren Gemeindevertretung geben ein ungefähres Bild von der Umständlich- und Langwierigkeit der diesbezüglichen Verhandlungen, deren Schlußresultat war:

1. Eine der beiden bisher bestandenen Predigerstellen wird aufgelassen.
2. Der nunmehr alleinige Prediger ist nur Prediger (und nicht auch Lehrer) aber vertragsmäßig verpflichtet für erkrankte oder sonstige verhinderte Lehrer als Supplement in die Schule einzutreten. Da bisher neben sechs Lehrern der zweite Prediger als siebenter Lehrer wirkte, wird eine 7. Lehrerstelle neu geschaffen und mit einem Gehalt von 400 Gulden Ö.W. und dem Ertrag einer Wiese (16 Gulden) dotiert.

Das Gehalt des Predigers wird auch neu reguliert, so daß er neben seinem Anteil an der Predigerfrucht und den Betrag der Ländereien einer Predigerstelle ein Gehalt von 140 Gulden in Barem erhält.

Der Pfarrer erhält als Entschädigung für die vermehrten Dienste eine jährliche Zulage von 150 fl. In Ausführung des Statutes wurden, da inzwischen Lehrer Heinrich Buchholzer mit Tod abgegangen war (24. Juli 1897), zwei neue Lehrerstellen ausgeschrieben und am 28. August durch Neuwahl besetzt.

Es rückte in die durch Buchholzers Tod erledigte 4. Lehrerstelle der 5. Lehrer Peter Copony, in dessen Stelle der 6. Lehrer Johann Schunn auf. In die erledigte 6. Stelle wurde neu gewählt Emil Wilk, aus Zeiden gebürtig, und in die neugeschaffene 7. Stelle ein frisch absolvierter Schulamtskandidat Georg Schobel, aus Marienburg bei Schäßburg gebürtig. Die neuen Lehrer haben im Herbst 1897 ihren Dienst angetreten.

* * *

Aus diesem Jahr ist noch bemerkenswert, daß sich auf den Feldern und in den Gärten eine Unmasse von Hamstern und Mäusen zeigte. An eine Vertilgung der Hamster wurde von Gemeindegliedern gegangen. Jeder Hauswirt mußte fünf Stück abliefern. Es lagen einmal im Gemeindegazette über 2000 Stück auf einem Haufen. Zigeuner zogen ihnen das Fell ab, welches für drei oder vier Kreuzer verkauft wurde. Die zahlreichen Mäuse verschwanden auch ohne besondere Veranstaltungen. Die Hamsterjagd hat sich bewährt, denn im folgenden Jahr gab es keine mehr.

* * *

Ins Jahr 1897 fällt auch der Losungsländerprocess, durch welchen die Tartlauer politische Gemeinde gerichtlich gezwungen wird, die sogenannten Losungs- oder Nyilásländer (776 kat. Joch), welche die Gemeinde seit mehr als hundert Jahren an die Bewohner von Tatrang, Zaizon und Pürkerecz verpachtet hat, um einen dem wahren Wert der Ländereien nicht entsprechenden Preis herzugeben. Der Process ist ein trauriger Beweis dessen, was im Rechtsstaat Ungarn möglich ist, wenn eine „überreiche“ Sachsengemeinde von „armen“ Csangonen beklagt wird. Eine ausführliche Darstellung des Processes findet sich in einer gedruckten Broschüre in magjarischer Sprache, herausgegeben vom Vertreter der Gemeinde, Landesadvokat Harmath Lajos, in Kronstadt auf Kosten der Gemeinde, im Pfarrarchiv zusammen mit Artikeln aus den Zeitungen, unter dem Titel „Der wirtschaftliche Ruin zweier sächsischer Gemeinden, Tartlau und Honigberg“, von mir verfaßt.

* * *

Die im Dezember 1897 vorgenommenen Beamtenwahlen haben im Gemeindeleben zu einem erfreulichen Umschwung und einen wohlthuenden Frieden herbeigeführt. Schon seit Jahren haben sich im politischen, wie im kirchlichen Gemeindeleben zwei Parteien heftig bekämpft und so den „Türkenkrieg“ herbeigeführt (die Führer der beiden Parteien hießen beide Johann Türk), der nicht nur bittere Feindschaften im Gefolge hatte, die sich bei allen möglichen Gelegenheiten in garstiger Weise offenbarten, sondern auch eine ruhige und sachliche Verhandlung von Gemeindeangelegenheiten fast unmöglich machte. (*Ausführlich in einer der nächsten Ausgaben des TW unter dem Titel „Der Türkenkrieg.“*)

* * *

Aus dem Jahre 1897 ist noch zu bemerken, daß die „Schweinepest“ in Tartlau ihren Einzug hielt und empfindlichen Schaden bei den Landwirten hinterließ, hinzu kam noch die Weizenmißernte dieses Jahres wegen Trockenheit.

Schunn-Treffen an der Mosel 1999

Am 1./2. Mai haben sich 43 Nachfahren des Stammes Johann Schunn (Lehrer in Tartlau) in Bruttig an der Mosel getroffen.

In drei Häusern waren alle untergebracht, gefeiert wurde bei Familie Junglas (Moselterrasse).

Als älteste Schunn begrüßte Annitante alle pünktlich angereisten herzlich zu diesem Schunn-Treffen in der Bundesrepublik. Es wurde auch aus der Familienchronik von Ingo Schunn gekürzt über den Urahn Thomas Schunn (1844) vorgelesen, der 1876 aus Gierelsau über Heldsdorf seine Wahlheimat dann in Kronstadt-Bartholomä gefunden hat. Er war ein begnadeter Lehrer, gab auch Geigenunterricht und sein großer Chor war nicht mehr wegzudenken. Er hatte acht Kinder, fünf sind Lehrer geworden – der bekannteste Heinrich Schunn – ein Maler aus Siebenbürgen. Kämen alle Nachfahren dieses Thomasstammes zusammen, müßte man über 250 Quartiere suchen! Johann war sein ältester Sohn, er hatte fünf Kinder – Linie Tartlau. Seine Enkel erhielten eine Mappe mit Ahnenmaterial. Nun kann alles vervielfältigt und an die fünfte und sechste Generation weitergegeben werden. Interessant auch Urkunden, Zeugnisse, Gutachten, Fotos, aufgeschriebene Erinnerungen etc. zu sammeln. Aus allen Richtungen der Bundesrepublik waren die Schunns angereist. Früher wohnte man in Tartlau, Zeiden, Kronstadt, Urwegen, Hermannstadt.

Die Frauen hatten zum Kaffee herrliches Selbstgebackenes mitgebracht, sogar Baumstriezel.

Die jüngsten Schunns boten ein kleines Programm mit Lied, Witz, Sketch und ein unvergeßliches Klarinetten trio, klassisch vorgetragen.

Bei „lieblichem Moselwein, halbtrocken“ wurden auch bekannte Lieder aus der Heimat Siebenbürgen kräftig gesungen. Da hätte sich der Ur-Ur-Urgroßvater sicher gefreut! Natürlich fehlte auch ein Akkordeon nicht. Es war ein herzliches Beisammensein. Nach einer erstellten Liste für alle, hörte man oft: „Ich gehöre hierher und wer bist du?“ Auch ein Stammbaum und aufgehängte Fotos der Vorfahren fehlten nicht. Es wurde bis nachts 2 Uhr gefeiert und man hatte den Wunsch, sich in ein paar Jahren wieder zu treffen.

Am nächsten Tag kam dann auch ein Foto mit den 43 Schunns zustande. Die Hälfte stammt aus Zeiden.

Man trennte sich und war zufrieden liebe Menschen nach vielen Jahren angetroffen zu haben und die fünfte und sechste Generation nun einordnen zu können. Es ist schön und man kann stolz sein, eine starke, einträchtige Verwandtschaft zu besitzen. Goethe wußte:

*„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
der froh von ihren Taten, ihrer Größe
den Hörer unterhält und, still sich freuend
ans Ende dieser schönen Reihe sich eingeschlossen sieht“*

Hanni Schunn



Nachfahren des Johann Schunn – Lehrer in Tartlau (geboren 1867, gestorben 1950)

Jetzt
bestellen!

BILDER AUS SIEBENBÜRGEN Kalender für 2000

Der bewährte Wandkalender mit 13 Farbfotografien aus ganz Siebenbürgen gehört auch 2000 in jedes Haus und jedes Büro! Nur 19,50 DM plus Versand!

Bilderdienst Siebenbürgen, Martin Eichler, Bautzner Landstraße 53, 01324 Dresden
Telefon: (0351) 2 68 34 73 oder Fax: (0351) 2 68 34 99

Eine Erinnerung an eine längst vergangene Zeit:

KOCHKURS IN TARTLAU 1940

Der Kurs dauerte zehn Tage. Wir kochten schmackhaft und gesund klassische Rezepte: Suppen, Braten, leckere Soßen und Salate, Süßspeisen und verschiedenes Gebäck. Es wurden noch zubereitet: Aufstriche für's Pausenbrot.

Jede nahm etwas mit (Wellholz, Backschüssel, Backblech, Messer, Geschirrtuch, Topflappen usw.)

Es wurde gekocht, gebraten und danach alles gegessen. Wir werden den Kochkurs nie vergessen.

Heute sind wir alle gute Köchinnen.

*Ach nun ist der Kochkurs aus! Jede zeige nun zu Haus ihren Vielgeliebten dann, was sie alles kochen kann!
Guten Appetit! – ihr Leut – ein Kochkurs, der bringt viel Freud!*



Untere Reihe, v.l.n.r.: Rosi Feltes, Martha Mihailache (Bruss), Rosi Nastase (Teutsch), Herta Nimigean (Guess).

Obere Reihe v.l.n.r.: Anni Kaufmes (Kaul), Eva Fischer (Mökesch), Katharina Weber (Simetz), Katharina Bruss, Katharina Szekely (Beni), Rosi Kovacs (Weber), Lehrerin, Rosi Sandu (Junesch), Rosi Zerbes (Bruss), Katharina Batschi, Katharina Götz (Roth), Rosi Teutsch, Anni Zeides, Rosi Schmidt (Bruss).

Liebe Freundinnen, erinnert ihr euch noch wie die Kochlehrerin hieß?

Eingesandt von Anni Kaufmes (Kaul), Böblingen

Unverlierbare Heimat

*Wer die Heimat kannte, die ich Heimat nannte,
der verlor sie nicht;*

*tief ins Herz geschrieben ist sie ihm geblieben
wie ein Seelenlicht.*

*Nichts hab ich besessen, doch auch nichts vergessen,
alles blieb bestehen.*

*All der Blumen Düfte, Vogelsang der Lüfte
können nicht vergehn.*

*Warum soll ich trauern um zerfallene Mauern,
die mir nie gehört?*

*Heimat ist im Innern, mehr als nur Erinnern,
bleibt einem unzerstört.*

*Wer die Heimat kannte, die ich Heimat nannte,
der verliert sie nie;*

*tief ins Herz geschrieben ist sie ihm geblieben:
eine Herzensmelodie.*

Eingesandt: Trein – von Jakob Wolf

Die Helden von 1612

Bildbericht von der Marienburger Gedenkveranstaltung

Am 16. Oktober 1612 starben in der Schlacht neben Marienburg 22 Kronstädter Schüler der Honterusschule, die im Heer von Michael Weiß für die Freiheit ihrer Stadt gegen die Willkür des Fürsten Gabriel Bathori kämpften. Vor einem Jahr wurde auf gemeinsamer Initiative des DFDKK, des Kurators der Honterusgemeinde Erwin Hellmann und des Honteruslyzeums die Tradition der Würdigung dieser Helden wieder aufgenommen.



Die Burzenländer Blaskapelle spielte einleitend Mozarts „Gebet“ (Foto 1). Gemeindegurator Hellmann stellte die Frage: „Was können uns diese längst vergangenen Ereignisse sagen? Oder schweigt die Zeit dazu?“ auf die er in seiner Ansprache antwortete: „Die Schlacht von Marienburg, militärisch ein Sieg der Kräfte des Bösen, wurde zu dem Beginn der Befreiung von fürstlicher Willkür“. Die „Signalwirkung“ der verlorenen Schlacht sei auch heute aktuell: „Zeigt es nicht, daß

auch im Jahre 1999, wie 1989 oder 1612 oder 1945 keine Tyrannie ewig besteht?“. Vor allem die heutigen Schüler der Honterusschule sollten in ihren Vorgängern von vor mehr als 380 Jahren ein Vorbild sehen.

Zwei Honterusschüler trugen Gedichte von Adolf Meschendörfer vor (Foto 2 – links Kurator Hellmann, rechts Pfarrer Lothar Schullerus aus Petersberg, der ein Gebet für die Helden und gemeinsam mit den Anwesenden das „Vaterunser“ sprach). Mit einer Kranzniederlegung und mit „Ein feste Burg“ und „Nun danket alle Gott“, gespielt von der Burzenländer Blaskapelle, klang die Gedenkfeier vom 13. Oktober aus. Das Helden Denkmal von Marienburg, ein Anfang dieses Jahrhun-



derts errichteter überdachter Turm, ist somit wieder ins öffentliche Bewußtsein gebracht worden, nachdem es durch eine mehr als 50jährige Unterbrechung (1944 - 1998) dieser Gedenkveranstaltungen beinahe in Vergessenheit geraten wäre.

Text: Ralf Sudirigian, Fotos: Waldemar Stadler

Trein aus „Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien“ vom 23. 10. 1999

Nachrichten – Nachrichten – Nachrichten

Nachrichten aus der 9. Nachbarschaft

Der Kassier berichtet

EURO

Im letzten Heimatboten habe ich angekündigt, daß ab dem Jahr 2000 unser Geldverkehr auf **EURO** umgestellt wird. Zur Zeit aber wird es vernünftiger sein, mit dieser Umstellung noch ein Jahr zu warten, bis sich im allgemeinen der Zahlungsverkehr in der neuen Währung einspielt. Ich werde auf alle Fälle in unserem Heimatboten die Umstellung von **DM** auf **EURO** bekannt geben. Bis auf weiteres sind alle Angaben in **DM** zu verstehen.

Mitglieds-Nummer

Den vielen Nachbarn sei *Dank und Lob* ausgesprochen, für die Ordentlichkeit bei Überweisungen immer die Mitglieds-Nummer geschrieben zu haben. Und wie das so ist, es gibt immer noch Ausnahmen!!! So muß ich heute wieder eine **Fahndung** aus-schreiben:

Beitrag – Spende

Ich werde immer wieder angerufen, um die vielleicht berechnete Frage zu beantworten: **Wo ist meine Spende geblieben?** Ich habe dann nur zwei Antworten: Der Betrag, der für eine Spende gedacht war, wurde für ein oder zwei **fehlende** Jahresbeiträge eingesetzt, oder bei Überweisung wurde die Spende **nicht** zum Jahresbeitrag dazugezählt und so kommt dann auf dem Konto nur der Beitrag an. Also, liebe Nachbarinnen und Nachbarn, denkt bitte ein wenig nach, wenn ihr die Überweisung ausfüllt!!

Nachtrag

An alle Nachbarinnen und Nachbarn!!! JAHRESBEITRAG HAT SICH GEÄNDERT

Nach Beschluß des **Vergleichstages** vom 26. Sept. 1998 wurde der Jahresbeitrag ab 1. Januar 1999 auf **DM 16,-** festgelegt.

Der Kassier bittet die Nachbarn, ihrer Pflicht nachzukommen und rechtzeitig die fälligen Beiträge zu zahlen. Gleichzeitig sollte jeder überprüfen, ob er nicht im Rückstand ist und ggf. genügend Geld überweisen, damit die Fehljahre ausgeglichen werden.

Seit 1999 gilt also **DM 16,-** pro Jahr.

Als neue Mitglieder in der 9. Tartlauer Nachbarschaft werden herzlich begrüßt:

- Richard Löx in Nürnberg
- Anni Löx in Nürnberg
- Rosi Marginean (geb. Löx) in Nürnberg
- Erich Sont in Weingarten
- Krimhild Kurmes in Nürnberg
- Hansgeorg Rosenauer und Margarete Dorothea (geb. Pavys) in Böblingen

REDAKTIONSSCHLUSS

für die Pfingstausgabe – Nr. 36 –
ist der 10. April 2000



*Gutes tun ist leicht,
wenn viele helfen!
Danke!*

Nachbarn schreiben – an den Vorstand der „9. Tartlauer Nachbarschaft“

Herzlichen Dank für die guten Wünsche zu meinem Geburtstag. Ein paar Tage vor meinem Geburtstag beendete ich mit meinem Mann eine Reise durch Spanien. Eines kann ich sagen, überall ist es schön, doch in Tartlau war es einst am schönsten. Die gute Gemeinschaft, die wunderbare Nachbarschaft. Es war einmal, die Erinnerung bleibt.

Ich grüße Euch alle recht herzlich, meine lieben Tartlauer. Einen besonderen Gruß an unsern Nachbarvater Michael Trein und den Vorstand. Eure *Schenker Hermann Treni* (Ödheim)

*

Ich habe mich sehr gefreut, über den schönen Heimatkalendar der 1999 sowie „Das Tartlauer Wort“.

Auch möchte ich vielen Dank sagen, für die guten Wünsche zu meinem Geburtstag.

Alles Gute und Gottes Segen an den Vorstand und alle Tartlauer. *Mathilde Kuehnel*, geb. Nagy (Canada)

*

Ein recht herzliches Dankeschön, für die guten Wünsche zu meinem 70. Geburtstag. Dasselbe wünsche ich auch Dir, lieber Werner, sowie dem Vorstand der 9. Tartlauer Nachbarschaft, damit Ihr gemeinsam Eure Tätigkeit zum Wohle der Gemeinschaft weiterführen könnt.

Es grüßt *Gerhard Stefanie* (Schwieberdingen)

*

Ein Jahr älter!

Soll ich etwa bedauern, daß sich erneut ein Jahr zu meinem Leben hinzugereit hat? Sicher nicht – 365 Tage haben mir viel gebracht: Liebe, Freude, Erlebnisse, Anerkennung und vieles an Gutem mehr. Durch liebe Menschen, die an mich gedacht haben, was ich alles froh und dankbar entgegennahm. Es kommen aber auch dunkle Tage, Niedergeschlagenheit, Traurigkeit, Leid und Tod. Gott gab mir Trost und Kraft, diesen harten Schlag zu tragen, in der Hoffnung auf ein Wiedersehen.

An diesem Geburtstag habe ich viel getan, gedacht und geredet, am Abend konnte ich nur eines tun, zu Gott kommen und mich in seine Hände begeben. Laß mich in deinem Frieden schlafen und morgen wieder erwachen und mir einen neuen Tag geben. Ich freue mich darauf. Dein Schutz, der mich in dieser Nacht umgibt, wird auch morgen um mich sein. Ich danke dir Herr, für das Kostbarste was ich besitze – mein Leben.

Katharina Schmidt (Unterasbach)

*

Ich möchte hier für die guten Wünsche zu meinem 91. Geburtstag und für die Karte mit der schönen Tartlauer Kirchenburg herzlich danken. Es wurden viele schöne Erinnerungen in mir wach. In diesem Sinn wünsche ich Dir, Deiner lieben Familie und der ganzen 9. Tartlauer Nachbarschaft die beste Gesundheit und recht herzliche Grüße.

Katharina Schmidt (Unterasbach)

Auf der Höhe der Zeit gewesen / Ausstellung „Das Burzenland“ in Kronstadt eröffnet

Die Ausstellung „Das Burzenland“ wurde am 16. Oktober anlässlich der Abschlussarbeiten an der Schwarzen Kirche im Ethnografischen Museum zu Kronstadt eröffnet. Einführend erläuterten Ligia Fulga, Direktorin des Volkskundemuseums Kronstadt, und Udo Acker, stellvertretender Direktor des Münchner Hauses der Deutschen Ostens, die Konzeption und die Entstehungsgeschichte der Ausstellung. Volkskundemuseum und HDO haben die Ausstellung in Zusammenarbeit mit der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland, der Siebenbürgisch-Sächsischen Stiftung, dem Siebenbürgischen Museum Gundelsheim, und der Edition Wort und Welt, München, veranstaltet. In über 60 großformatigen Farbaufnahmen werden die Orte des deutschen Siedlungsgebietes im Burzenland gezeigt, zudem sind wertvolle Kelche aus evangelischen Kirchen und Teile einer siebenbürgisch-sächsischen Bauernstube aus Tartlau aus den Beständen des Volkskundemuseums zu sehen. Acker betonte, dass die Zusammenarbeit zwischen deutschen und rumänischen Institutionen, wie es bei dieser Ausstellung der Fall sei, zu Erhalt und Dokumentation des kulturellen Erbes beitragen. Ausgangspunkt dieser Kooperation sei das 1991 - 1998 von der Bundesregierung geförderte Dokumentationsprojekt siebenbürgisch-sächsischer Kulturgüter gewesen, „ein Beispiel einer großartigen Gemeinschaftsleistung deutscher und rumänischer Wissenschaftler“. Ein besonderer Dank gelte der Direktorin des Volkskundemuseums, die die Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt und zusammen mit Martin Rill, dem Initiator der Ausstellung, die Konzeption erarbeitet hat.

Michael Trein, Vorsitzender der Heimatortsgemeinschaft (HOG) Tartlau, sprach – in rumänischer Sprache – seitens der Burzenländer Heimatortsgemeinschaften über deren Aktivitäten, Treffen, Veröffentlichungen, Dokumentationsarbeit und Einsatz zum Erhalt der Denkmäler in Siebenbürgen. Er bekräftigte den Willen der Heimatortsgemeinschaften, die Verbindung zu den früheren Nachbarn im Burzenland aufrechtzuerhalten und am Bau des gemeinsamen europäischen Haus mitzuwirken. Offen für den europäischen Gedanken zeigte sich auch Herr Taropa vom Kronstädter Kreisrat, der den Burzenländer Sachsen im Ausland für ihren Willen, sich in ihrer Heimatregion weiter zu engagieren, dankte. Anerkennende Worte über die Deutschen, die mit einem Grundstein zur Kultur Rumäniens gelegt hätten,

sprach Carol König, Direktor der Minderheitenabteilung im Rumänischen Kulturministerium.

Im zweiten Teil der Veranstaltung, zu der Organist Eckart Schlandt musikalisch überleitete, wurde der Bildband „Das Burzenland“ vorgestellt. Ligia Fulga betonte einleitend, dass wir durch dieses Buch das Burzenland nunmehr mit anderen Augen sehen würden. In einer fundierten Präsentation des Buches ging Ion Oprea von der Rumänischen Kulturstiftung (Fundatia Culturală Română) auf verschiedene Aspekte ein, die der Band offenlege: das sächsische Ordnungsmuster, die Straßengeometrie, das fortschrittliche Handwerk, die Industrie, die sozialen und Gemeinschaftseinrichtungen der Sachsen, die von einem „europäischen Synchronismus“, d.h. von der Tatsache zeugen, dass das Burzenland auf der Höhe der Zeit gewesen sei. Der Bildband vermittele zugleich einen unmittelbaren Eindruck vom sächsischen Gemeinschaftsleben, wie es einst war, aber auch von den dramatischen Veränderungen, die durch die Aufgabe von Bräuchen, Gegenständen und Gebäuden stattgefunden haben. Das Buch sei von großer Bedeutung für die Geschichte Rumäniens und verdeutliche den positiven Einfluss der deutschen Kultur auf das südosteuropäische Land.

Der Fotograf Martin Eichler dankte in seinem Grusswort vor allem den unbekannteren Burghütern und Kuratoren, die ihm den Zugang zu den Baudenkmalern und Kultobjekten der Kirchen ermöglicht hatten. Die Luftbildaufnahmen von Georg Gerster sind im Herbst 1994 und Frühjahr 1995 im Rahmen des Dokumentationsprojektes, die Bodenaufnahmen von Martin Eichler 1996 und 1998 entstanden. Nach dem Erfolg des Bildbandes „Siebenbürgen im Flug“, der bereits drei Auflagen erlebt habe, sei auch der Bildband Burzenland auf dem besten Wege, ein Bestseller zu werden, sagte Martin Rill, der die beiden Bildbände der Edition Wort und Welt herausgegeben hat. Die Anregung, einen Band mit Luft- und Bodenaufnahmen zu veröffentlichen, sei übrigens von der Regionalgruppe Burzenland der siebenbürgisch-sächsischen Heimatortsgemeinschaften gekommen.

Die Ausstellung „Das Burzenland“ ist bis zum 31. Dezember, dienstags bis sonntags, jeweils von 9.00 bis 17.00 Uhr, im Ethnografischen Museum Kronstadt, B-dul Eroilor 21 A, Telefon: (0040) 68-143990, Fax: 152252, geöffnet. S.B.

Trein, aus „Siebenbürgische Zeitung“ vom 31. 10. 1999



Von links nach rechts: Frau Fulga, Herr Oprea, Herr Acker, Herr Taropa, Herr Daniel, Herr Eichler, Herr König und Herr Trein.

Kirchenraub auf Bestellung

Das Kulturerbe Siebenbürgens ist bedroht /
Von Christian Schnitzler

KRONSTADT (BRASOV), im August. „In mehr als acht Jahrhunderten haben unsere Ahnen ein großes kulturelles Erbe geschaffen, und nun müssen wir zusehen, wie diese Werte verloren gehen – nicht etwa durch Kriegseinwirkung, sondern unter dem Zugriff gemeiner Krimineller“, sagt Dieter Simon vom Demokratischen Forum der Deutschen. Wie Simon empfinden wohl alle Vertreter der deutschen Minderheit und der evangelischen Kirche in Rumänien: Sie sind bestürzt darüber, dass Siebenbürger Kirchen und Pfarrhäuser immer häufiger von Kunsträubern heimgesucht werden.

Die Liste des gestohlenen Kirchenbesitzes ist lang, und fast jeden Monat werden weitere Einbrüche registriert. Der letzte Aufsehen erregende Raub betrifft den wertvollsten Besitz der evangelischen Kirche von Alzen (Altina). Ende Juni wurde dort das bronzene Taufbecken entwendet, das 1404 in der Werkstatt des Hermannstädter Meisters Leonhardus gefertigt worden war. Dem handwerklichen Können dieses Betriebes werden sieben weitere Taufbecken zugerechnet. Ein anderes aus dieser Reihe, das der Kirche von Schaas (Saes) gehört, wurde bereits 1994 gestohlen und ist seither verschollen.

Trotz internationaler Fahndung ist auch der im Juli des vergangenen Jahres geraubte Kirchenschatz von Agnetheln (Agnita) bislang nicht wieder aufgetaucht. Zu ihm gehören unter anderem wertvolle Abendmahlskelche und Hostienschalen des späten siebzehnten Jahrhunderts. In Ungarn konnten dagegen wertvolle Tafeln mit biblischen Szenen sichergestellt werden, die aus den vorreformatorischen Flügelaltären von Schweischer (Fiser) und Radeln (Roades) herausgebrochen worden waren. Nach Fahndung über Interpol wurden auch zwei orientalische Teppiche aus dem achtzehnten Jahrhundert wiedergefunden, die in der Schwarzen Kirche von Kronstadt gestohlen worden waren; sie sind mittlerweile wieder an ihrem angestammten Platz und durch aufwendige Alarmvorrichtungen einzeln gesichert.

Nach Einschätzung der rumänischen Polizei handelt es sich bei den Kunstrauben in der Regel um Auftragsarbeiten. Die Spuren der Verbrechen führen häufig nach Ungarn, von wo das Diebesgut an Sammler im Westen verkauft wird. Bei Razzien im Nachbarland wurden unlängst sogar regelrechte Bestelllisten gefunden, auf denen Kunstgegenstände aus Siebenbürger Kirchen verzeichnet waren. Die betroffenen Gemeinden wurden zwischenzeitlich in Kenntnis gesetzt und konnten Vorkehrungen treffen.

Die Diebesbanden haben leichtes Spiel, weil der kirchliche Besitz oftmals unzulänglich gesichert ist. Seit dem Exodus der meisten Siebenbürger Sachsen zu Beginn der neunziger Jahre sind Dutzende Pfarrhäuser verwaist, in vielen Kirchen finden nur noch unregelmäßig Gottesdienste statt. Knapp 17.000 Protestanten zählt die Landeskirche heute noch. Die Restgemeinden haben ein hohes Durchschnittsalter und leben weit verstreut. Moderne Alarminrichtungen müssten flächendeckend eingebaut werden, doch fehlen dafür die finanziellen Mittel. In manchen Fällen wären sie ohnehin wirkungslos: „Wo der Schutz durch die Nachbarschaft fehlt, helfen auch Alarmanlagen nicht immer“, meint eine Pfarrfrau. „Bei uns im Ort gibt es nicht einmal einen Polizisten. Wer wird also im Ernstfall kommen und sich bewaffneten Dieben in den Weg stellen?“

Seit es immer mehr Einbrüche gibt, bemüht sich die Kirchenleitung um eine Sicherung der wertvollsten Kulturgüter. Einige kostbare Flügelaltäre und Kirchenschätze wurden in gut geschützte Stadtkirchen und Kirchenburgen gebracht. Außerdem wird in Hermannstadt (Sibiu) ein zentrales Archiv entstehen, das als Museum für siebenbürgische Kirchenkunst auch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden soll. Ein hinreichend großes Gebäude ist schon gefunden: Bei dem Haus, das zur Zeit noch von der Hermannstädter Universität genutzt wird, sind die Besitzverhältnisse vor kurzem zugunsten kirchlicher Ansprüche entschieden worden.

„Wenn wir unser Kulturgut schützen wollen, müssen wir es zentral aufbewahren“, bekräftigt der Kronstädter Dechant Klaus Daniel. Für die Kirchengemeinden ist das ein schmerzhafter Schritt. Daniel weiß von zahlreichen Fällen zu berichten, in denen die wenigen verbliebenen Gemeindeglieder trotz der offensichtlichen Gefährdung eine Auslagerung von Kulturgü-

tern verhindert haben. „Man identifiziert sich hier in hohem Maße mit seiner Kirche, und dazu kommt das Gefühl: Wir haben schon so viel verloren, jetzt soll uns auch noch der Altar genommen werden.“

Mit Rücksicht auf diese Empfindlichkeiten wird die Kirchenleitung den betroffenen Gemeinden künftig Kopien der zu sichernden Kunstwerke anbieten. Damit sei allen gedient: Das wertvolle Original werde gesichert, und die Atmosphäre im Kirchenraum bleibe gewahrt. „Wir suchen ständig Fachleute aus Rumänien oder aus dem Ausland, die entsprechende Kopien kostengünstig anfertigen können“, sagt Daniel. So schnell wie möglich sollen die Kunstwerke gegen Duplikate ausgetauscht werden.

Eingesandt von *Dr. Wolfgang J. Trein*,
aus „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 24. 8. 1999



Dörfer von Verbrechern heimgesucht

In letzter Zeit wird in ländlichen Bauernhöfen geraubt wie im wilden Forst. Alles wird gestohlen: das Federvieh und die Schweine aus den Verschlägen, Kühe und Pferde aus den Ställen und alle wertvollen Habseligkeiten aus den Stuben. Für einige – als Sterbegeld aufbewahrte – hunderttausend (Lei) werden alte Menschen ermordet, bevor sie ihr karges Lebensende erreicht hätten, das wegen Nahrungsmangel und fehlender Medikamente ohnehin verkürzt ist. Jetzt, wo die Nächte länger werden und die Dörfer in Dunkelheit gehüllt sind (weil die Gemeinden kein Geld haben, um die Stromkosten für die wenigen Leuchtkörper, welche die Finsternis in den Gassen durchdringen könnten, zu bezahlen) sind die Landgemeinden der Willkür von Verbrechern ausgesetzt, die weder Gesetz noch Gott fürchten und ungestört ihr Unwesen treiben. Meistens sind alte Menschen die Opfer der Verbrechen, die aus Angst, ermordet zu werden, nicht den Mut haben, den Hof zu betreten, sich in der Wohnung einsperren und zusehen, wie ihre Habe geraubt wird. Es fehlt ihnen einfach das Geld, um die „Elektrizität“ (selbst für eine scheele Glühbirne unter der Dachtraufe) zu bezahlen und auch die Mittel einen bissigeren Hund als es die Räuber sind, auf die Schwielen zu stellen (zu ernähren).

Die Dorfpolizisten sind den Banden (die mit Mobiltelefonen, Transportmitteln, bis zu Stech- und Schusswaffen ausgestattet sind) nicht nur zahlenmäßig unterlegen, sondern machen aus Angst vor den „Menschenrechten“ von ihren Schusswaffen keinen Gebrauch. Währenddessen setzen die Verbrecher unbehelligt Brechstangen, Schnellfeuergewehre, bis zu „Balalajka's“ ein, die sie aus NATO-Beständen und von der ehemaligen Roten Armee beschafft haben.

Kürzlich berichteten mir Dorfbewohner von Făcăeni, daß sie nach Einbruch der Dämmerung nicht den Mut haben, ihre Wohnungen, geschweige denn das Anwesen zu verlassen. Sollte tagsüber ein PKW mit Constanța-, Brăila- oder Galați-Kennzeichen in gemäßigem Tempo vorüberfahren und am Steuer ein Fahrer sitzen, dessen Blick dir Schrecken durch Mark und Bein jagt, dann fragt man sich, welchem Bauernhof der Anschlag um Mitternacht wohl gilt.

Die Alten berichten, daß es vor dem Krieg in jedem Dorf Gendarmen gab und nebenher Zeitsoldaten – alles stämmige Kerle – die ihren Wehrdienst als Schutz der Ortschaften gegen Verbrecher ableisteten.

Mihai Visoiu

Trein, aus einer rumänischen Tageszeitung – Sozialkolumne „Von einem Tag auf den Andern“ – Übersetzung Horst Kaiser (Taufkirchen).

Warum nennt man uns Siebenbürger Sachsen?

Eine berechnete Frage; weil wir uns selber so nennen, und auch als solche anerkannt werden möchten – was die Erlebnisgeneration betrifft. Nun ist es aber zudem höchst erfreulich, wenn die Jugend ebenfalls diese Frage nach ihren „Wurzeln“ stellt. Im Gespräch mit interessierten Bundesdeutschen wird einem diese Frage in einige Verlegenheit bringen und da muß man schon weit ausholen mit den verschiedensten Erklärungen.

Historiker verweisen auf differenzierte Urkunden, in denen die seinerzeitigen Auswanderer als Teutoni, Flandrenses und Saxones belegt sind, ohne eine exakte Lokalisierung ihrer Herkunft. In der Auswanderungsbewegung der damaligen Zeit, um die Mitte des 12. Jahrhunderts, wird das auch nie genau bestimmt werden können. Eine glaubwürdige Version dazu ergibt sich, wenn man einfach einmal „dem Volk auf's Maul schaut“. Mundartlich betrachtet fühlen sich die Siebenbürger Sachsen vor allem an Rhein und Mosel, im Hunsrück und in Luxemburg beheimatet. Die Ähnlichkeit der Mundart ist oft verblüffend – aber in diesen Gegenden lebten keine Sachsen; woher also der Name Sachsen?

Man denke sich eine volkstümliche Bezeichnung für die Deutschen, ganz allgemein von den Nachbarvölkern aus gesehen. Die Engländer sagen zutreffend „Germans“, und die Nordländer noch genauer „Tysks“, ähnlich die Italiener „Tedeschi“ (etwa Deutsche, Teutonen). Die Franzosen bezeichnen die Deutschen pauschal als „Allmands“, hervorgerufen durch verschiedenste Kontakte zu ihren nächstgelegenen Nachbarn östlich des Rheins, den Alemannen. Somit werden auch Bayern, Preussen, Franken und Sachsen so benannt. Dieses Beispiel auf die östlichen Nachbarn der deutschen Stämme übertragen, so sie „Niemetzky“, oder ungarisch „Németh“ heißen, ergibt einen ähnlichen Fall, daß gerade die Ungarn Kontakte der verschiedensten Art zu den Sachsen hatten. Daher zählten bei ihnen eben-

alle Einwanderer welche aus dem Westen kamen zu den Sachsen, auch die ersten Einwanderer nach Siebenbürgen, ungeachtet ihrer genauen stammesmäßigen Herkunft. So ist ihnen der Name also gegeben worden. Teilweise stimmt das sogar, wenn sich aus diesem Gemisch aus allen deutschen Gauen auch Sachsen, oder Niedersachsen dem Zug nach Osten angeschlossen hatten. Eine verständliche Logik als Faktum – ohne Beleg durch irgendwelche Urkunde.

Doch woher kommt der Name „Siebenbürgen“?

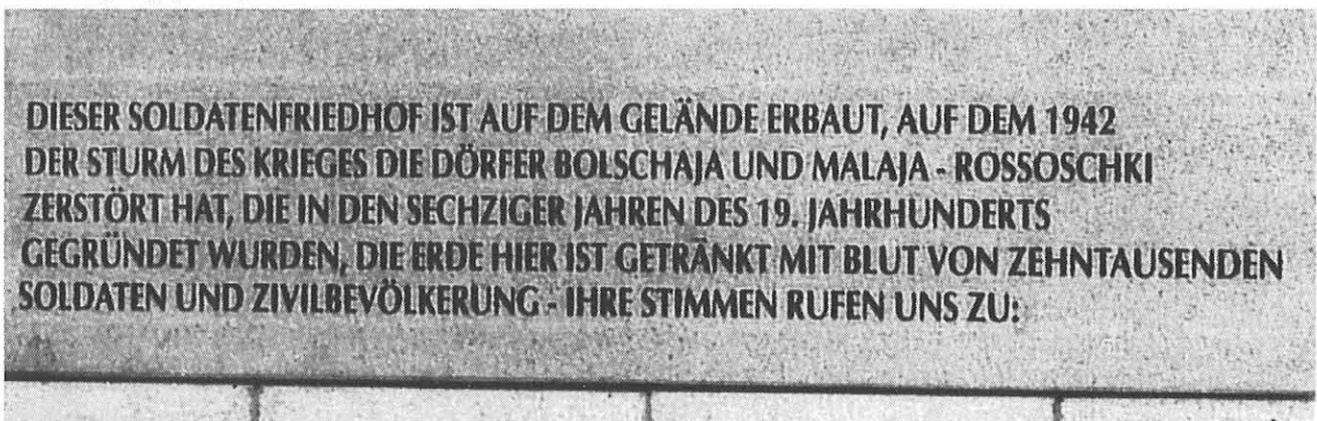
Auch dafür haben die Historiker keine schlüssige Erklärung. Auf keinen Fall etwa von sieben Bürgen oder Burgen – viel eher noch von den sieben Stühlen (Verwaltungsbezirken). Man sollte auch hier einfach dem „Volk auf's Maul schauen“.

In der deutschen Mythologie spielt die Zahl 7 eine wichtige Rolle. Die 7 Raben, die 7 Geislein, die 7 Schwaben, Schneewittchen und die 7 Zwerge hinter den 7 Bergen usw. Schließlich dann das Siebengebirge, ohne daß 7 Hauptberge auszumachen sind. Man befrage dort einmal einen Einheimischen wie das Siebengebirge mundartlich ausgesprochen wird, und dann heißt es „Siweberjen“ – genauso wie die Siebenbürger Sachsen ihre Heimat mundartlich nennen. In der Hochsprache wurde daraus dann „Siebenbürgen“. Die ersten Ansiedler wollten mit dem in ihrem „unsichtbaren Gepäck“ mitgebrachten Namen „Siweberjen“ ein Stück Heimat in der neuen Umgebung errichten und bewahren. Man darf nicht unterschätzen, wie lange sich bestimmte Ausdrücke in der Mundart, der Mutter aller Sprachen und viel älter als die Hochsprache, unverfälscht erhalten können. „Zewenberghen“ war zudem ein bedeutendes Geschlecht in Flandern – bis zu den Habsburgern bekannt.

Und es ist auch heute noch so, wenn man in die Fremde zieht, nimmt man gerne ein Stück Heimat mit.

Otto Depner (Gerlingen)

Am Eingang (links) zum neuen Soldatenfriedhof:



Einweihung des deutschen Soldatenfriedhofs in Wolgograd (Stalingrad) – Rossoschka im Mai 1999

Reisebericht von Nachbarvater *Michael Trein*

Vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. Kassel wurde zur Einweihung des oben genannten Soldatenfriedhofs eine Flugreise aus verschiedenen deutschen Großstädten nach Rußland, Moskau und Wolgograd organisiert. Erstaunlich war die perfekte Organisation, trotz der großen Teilnehmerzahl von über 600 Personen aus Deutschland und Österreich. Sofort nach der Landung wurden wir von deutschsprachigen Betreuern empfangen und in Gruppen eingeteilt, die jeweils einen Bus zugeteilt bekamen. Die Unterkunft erfolgte in Moskau in einem Hotelkomplex von über 10.000 Betten.

Die von den Betreuern vorbereiteten Ausflüge zu den Sehenswürdigkeiten Moskaus, wie Roter Platz mit Basiliuskathedrale, Kreml, innen und außen mit Leninmausoleum, Kaufhaus GUM, Neujungfrauenkloster, die berühmte Lomonossov Universität auf den Leninbergen, die Lenin-Sportanlagen mit einer Überda-

chung für 130.000 Zuschauer und Fahrten zu den schönsten Metro-Haltestellen waren trotz Schneefalls am 17. Mai ein einmaliges Erlebnis. Ein Erlebnis ganz besonderer Art war der Besuch des Balschoi-Theaters mit der Aufführung Musorskis Oper „Boris Godunow“ und tags darauf ein Konzert des weltberühmten Moskauer Solistenensembles „Zlatoust“.

Erstaunt waren wir über den guten Zustand vierstöckiger Blockbauten über ganze Straßenzüge hinweg, die in den Jahren 1945 bis 1949 von deutschen Kriegsgefangenen erbaut wurden. In dieser Zeit verstarben 493 Deutsche, 47 Österreicher, 17 Ungarn, drei Rumänen, ein Lette und ein Litauer, die auf dem in diesem vom Volksbund neu angelegten Kriegsgefangenenfriedhof Ljublino, einem Stadtteil von Moskau, ihre letzte Ruhestätte fanden. Dieser Kriegsgefangenenfriedhof erhielt eine neue Eingangskapelle, ein Mahnmal mit der Inschrift „Nicht

die Waffe tötet, nicht die Hand, sondern der Kopf“. Auf 304 neuen Steinkreuzen sind die Namen der dort beigesetzten Kriegsgefangenen zu lesen.

Anschließend an Moskau ging es, weiterhin durch unsere deutschsprachige Betreuerin begleitet, per Flug in das 1000 km entfernte Wolgograd (Stalingrad).

Gemeinsam mit einer ebenfalls deutschsprachigen Stadtführerin wurden die Hauptsehenswürdigkeiten von Wolgograd besichtigt. Wir erlebten den Mamajew-Hügel, der als die „Anhöhe 102“ in die Geschichte einging. Auf dem gesamten Weg des Aufstiegs der „Anhöhe 102“ begleiten uns in Stein gehauene, ergreifende Bilder der Schlacht um Stalingrad.

Ein weiterer Besuch im Panorama-Museum, welches den letzten Tag der Schlacht um Stalingrad auf einer Panoramawand von einer Länge von ca. 150 Meter und einer Höhe von ca. 9 Meter das erbarmungslose Ende der deutschen Soldaten zeigt. Gegenüber dem Obelisk des ehemaligen Roten Platzes stand ein Kaufhaus, in dessen Keller am 31. Januar 1943 Generalfeldmarschall Friedrich Paulus festgenommen wurde. Heute deutet eine Tafel am neu errichteten Gebäude auf dieses Ereignis hin.

Eine damals hart umkämpfte und zerbombte Mühle, die absichtlich nicht wieder aufgebaut wurde, sondern als Mahnmahl in die Geschichte einging, ließ uns die grausame Wirklichkeit des Soldatenlebens beider Seiten der Schlacht um Stalingrad nur erahnen.

Einen Besuch eines berühmten Kosakendorfes in der Nähe der Stadt Ilovja, in dem ein kosakisches Dorfmuseum eingerichtet ist, ließen wir uns nicht entgehen. Wir bekamen einen Eindruck über das Leben mit Gerätschaften, Bräuchen und Traditionen über Jahrhunderte bis in die heutige Zeit zu sehen. Auch wurde die Gruppe nach kosakischer Art und Weise verpflegt und verköstigt.

Am 14. Mai kamen wir zum eigentlichen Zweck und Ziel unserer Reise. Die Einweihung des 30 km von Wolgograd entfernten deutschen Soldatenfriedhofs in Rossoschka. In der Schlacht um Stalingrad wurde das Dorf Rossoschka dem Erdboden gleichgemacht. Kein Stein blieb über dem anderen stehen. Nur ein einziger Baum überlebte das Gemetzel. Dieser dient bis heute als Orientierung für überlebende Einheimische und ehemaligen Kriegsteilnehmern zur Ortsbestimmung des damaligen Geschehens.

Schon die Anfahrt zum Friedhof in Richtung des an anderer Stelle neu erbauten Dorfes Rossoschka war beeindruckend. Auf der linken Seite befindet sich der neu angelegte Friedhof der russischen Gefallenen. Auf der rechten Seite befindet sich der schon in den letzten Kriegstagen 1943 von der Wehrmacht angelegte Friedhof der deutschen Gefallenen.

Die vor Jahren vom Volksbund begonnene Arbeit, die unter anderem auch die Einfriedung des von der Wehrmacht angelegten Friedhofs einschließt, wurde termingerecht abgeschlossen, ebenso wie der sich anschließende neue Deutsche Soldatenfriedhof. Dieser wurde in Ringform angelegt (150 m Durchmesser), umschlossen von einer zwei Meter hohen Mauer, zur Bestattung von ca. 50.000 deutschen Gefallenen. Deren Gebeine werden immer noch im Umfeld des ehemaligen Kessels von Stalingrad von Mitarbeitern des Volksbundes mit Unterstützung der russischen Veteranen und der Bevölkerung gesucht und gefunden. Von den rund 22.000 bestatteten Gefallenen konnten über 10.000 identifiziert werden. Deren Namen wurden auf Steinplatten graviert und an der Ringmauer in alphabetischer Reihenfolge angebracht. Ein Ehrenbuch

mit den Namen der 160.000 Stalingradopfer wurde fertiggestellt und den Besuchern in einem von der russischen Armee extra dafür aufgebautem Zelt zugänglich gemacht.

Entgegen dem ursprünglichen Vorhaben einer offiziellen Gedenkfeier, an der hochrangige deutsche und russische Politiker teilnehmen sollten, konnte diese letztendlich nur inoffiziell stattfinden. Grund hierfür war eine kurzfristige Entscheidung des Parlamentes des Wolgograder Gebietes (DUMA), die offiziellen Feierlichkeiten zu untersagen, da deutsche Streitkräfte an der Nato-Intervention im Kosovo teilnehmen.

Entgegen dieser Entscheidung der DUMA äußerten russische Veteranen und die umliegende Bevölkerung von Wolgograd gegenüber dem Volksbund dennoch den Wunsch, herzlich willkommen zu sein. Aus diesem Grund hat sich der Volksbund entschieden, am Vorhaben festzuhalten, um so vielen Menschen wie möglich den Besuch dieses für die deutsche Geschichte so bedeutenden Friedhofes zu ermöglichen. Allen sollte die Möglichkeit gegeben werden, auf der fertiggestellten Kriegsgräberstätte dem gefallenen oder in Kriegsgefangenschaft verstorbenen Familienmitglied oder ehemaligen Kameraden gedenken zu können.

Für die stille Gedenkfeier, die von einem Mitarbeiter des Volksbundes, stellvertretend auch für die fehlende kirchliche Seite durchgeführt wurde, waren unzählige Kameraden, Witwen, Mütter, Kinder und Enkel der dort bestatteten Gefallenen dankbar. Hochlobend muß auch ein russischer General erwähnt werden, der trotz des Protestes der DUMA für diese Feierlichkeiten Zelte aufstellen ließ, um die deutschen Besucher kostenlos zu verköstigen. Seine Devise war, wir sind hier nicht aus politischen Gründen, sondern die Toten zu ehren. Als erwarteter Abschluß blies ein russischer Trompeter das Lied vom „Guten Kameraden“. Die Tränen aller Anwesenden zeugten von der Notwendigkeit dieser Gedenkstunde.

Michael Trein nahm an den Feierlichkeiten zusammen mit zwei Landsleuten teil. Aus diesem Anlaß wurde ein Kranz mit der Schleife blau und rot niedergelegt. Die Inschrift lautet: „Im Gedenken der tapferen gefallenen Kameraden der Siebenbürger Sachsen. M. Trein Siebenbürger Sachse – Deutschland“.

Als ehemaliges Mitglied des Bundesvorstandes, Landesvorsitzender und seit über 20 Jahren amtierender Kreisvorsitzender, war er der Ansicht, als offizieller Vertreter der Siebenbürger Sachsen in deren Namen einen Kranz niederlegen zu dürfen. Nach einem Telefonat mit Herrn Bundesvorsitzenden Dürr wurde von diesem die Ansicht vertreten, daß er dieses Vorhaben doch als Privatperson durchführen möge. Die Antwort hat ihn überaus überrascht und enttäuscht. Jeder Leser möge selbst beurteilen, welchen Stellenwert die Entscheidung des Bundesvorsitzenden vor allem für Betroffene hat.

Die vielen Namen, die in der Ringmauer des Soldatenfriedhofes Rossoschka angebracht sind, sind Namen in Stein...

Wenn Steine reden könnten, dann würden wir hören, daß hinter jedem Kriegsgrab ein menschliches Schicksal, hinter jeder Aufschrift auf einem Stein ein denkender und fühlender Mensch mit all seinen guten und weniger guten Eigenschaften, seinen Träumen und Hoffnungen, seinen Ängsten und Nöten steht. Millionen Menschen, jeder eine unverwechselbare Persönlichkeit, haben eines gemeinsam: Krieg und Gewalt zerstörten ihr Leben.

Setzen wir ein Zeichen, daß wir sie nicht vergessen haben! Geben wir ihnen würdige Gräber! Arbeiten wir dafür, daß ihre Gräber Ausgangspunkte für Versöhnung, Freundschaft und Frieden werden!

Am Eingang (rechts) zum neuen Soldatenfriedhof:

**IN HARTEN, SCHRECKLICHEN STUNDEN SIND WIR GEFALLEN.
UNS WAR NICHT DIE MÖGLICHKEIT GEGEBEN, IN DIESER WELT ZU LEBEN.
LEBENDE, DENKT AN UNS UND SORGT DAFÜR,
DASS EWIGER FRIEDE WIRD AUF DIESER ERDE.**

Reisebericht Wolgograd (Stalingrad) in Bildern



Nachbarvater Trein bei der Kranzniederlegung auf dem neu-
eingeweihten deutschen Heldenfriedhof in Stalingrad.



Ein 21 cm-Mörser der schweren Artillerie im Kampfraum Sta-
lingrad – Herbst 1942.



Die ca. 2 m hohe Mauer, wo von 20.000 gebetteten Helden
10.000 identifizierte Namen alphabetisch eingraviert sind.
Es können Kränze und Blumen niedergelegt werden.



Unmittelbar neben dem früheren kleinen Birkenkreuz – darun-
ter Stahlhelme, Kugelhülsen und Blumen – ist der neue Ein-
gangsbereich mit einem stählernen Hochkreuz entstanden.
Linker Hand ein ummauertes rechteckiges Feld – der deutsche
Heldenfriedhof, der in den letzten Tagen der Schlacht von deut-
schen Soldaten angelegt wurde. Hier ruhen ca. 1.600 gefalle-
ne deutsche Soldaten. Heute können noch einige Gräber und
Kreuze gesehen werden.



Ein russischer Trompeter bläst mitten in der Steppe das Lied
„Ich hat' einen Kameraden“. Die Menschen sind sehr ergrif-
fen, wenden sich weinend ab und niemand, auch ich nicht,
schämte sich der Tränen.

Äußerst wichtig: Bei Überweisungen ist die Mitglieds-Nummer IMMER anzugeben !

Jahres-Beitrag seit 1. 1. 1999 DM 16,- **Deine Mitglieds-Nr.**

Impressum

„Das Tartlauer Wort“ wird im Auftrag der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ vom Vorstand herausgegeben und ist keine Publikation im Sinne des Pressegesetzes in der Bundesrepublik Deutschland und dient ebenfalls nur zur Information eines bestimmten Personenkreises.

Herausgeber:

Michael Trein, Im Feldle 22, 74564 Crailsheim, Telefon (0 79 51) 69 30

Beitragszahlungen und Spenden an:

9. Tartlauer Nachbarschaft, Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Kto.-Nr. 69 503-705.

Das „Tartlauer Wort“ erscheint zweimal im Jahr, zu Pfingsten und zu Weihnachten.

Druck: Der Schnelldruckladen, Crailsheim